

Neue Untersuchungen im Gebiet der Phrygischen Felsenfassaden.

Von

E. Brandenburg.

Aus den Abhandlungen der K. Bayer. Akademie der Wiss. III. Kl. XXIII. Bd. III. Abt.

München 1906.

Verlag der K. B. Akademie der Wissenschaften

in Kommission des G. Franz'schen Verlags (J. Roth).

Neue Untersuchungen im Gebiet der
Phylogischen Felsenassiden.



Die Felsenassiden der Gattung *Phyllozoum* (L. Ag.)

München 1909.

Verlag von J. Neumann, Neudamm (Berlin).

Preis 1 Mark 50 Pfennig.



Vorwort.

Die vorliegende Untersuchung wurde von dem Unterzeichneten der K. Akademie der Wissenschaften vorgelegt und zur Aufnahme in die Abhandlungen derselben empfohlen, weil sie eine Ergänzung und Fortsetzung seiner eigenen 1897 in denselben Abhandlungen erschienenen Publikation über die phrygischen Felsendenkmäler bildet.

Die Forschung konnte nämlich auch nach dem Erscheinen der Körte'schen Arbeiten noch nicht als abgeschlossen erscheinen, weil abgesehen von manchen anderen noch dunklen Gebieten auch die Frage über die Bestimmung der Felsendenkmäler mit dem charakteristischen Teppichmuster vor dem Eingreifen der Spaten-Untersuchung noch kontrovers bleibt. Denn die traditionelle Annahme von Gräbern oder Funerärdenkmälern ist auch jetzt noch keineswegs negativ erledigt, da die Mehrzahl der betreffenden Denkmäler die Grabbestimmung durch Bestattungsräume ersichtlich macht, die früheren und späteren phrygischen Felsendenkmäler (Arslantasch, Kümbet, Ajasin u. a. sicher Gräber sind, und am Midasdenkmal das Wort „zikeneman“ schwerlich anders gedeutet werden kann. Anderseits spricht auch die Analogie der benachbarten lykischen Felsengräber, jener von Persien und Etrurien nicht zu gedenken, deutlich genug.

Der Unterzeichnete hat sich Ramsay in der Voraussetzung von Grabdenkmalen angeschlossen, obwohl bei seiner Untersuchung nicht die Bestimmungsfrage der phrygischen Felsenfassaden, sondern Entstehungszeit, Baugeschichte und stilistische Erklärung aus dem Vorbild des phrygischen Hauses in erster Linie stand. Die vorliegende Arbeit kehrt zu der traditionellen Annahme der Grabbestimmung zurück.

Der Wert der vorliegenden Arbeit liegt aber abgesehen von der rühmenswürdigen Sorgfalt und Ausdauer des Verfassers, der den Untersuchungsboden siebenmal durchstreifte, hauptsächlich in der Erforschung einer bisher vernachlässigten Bauklasse, nämlich der Grottenwohnungen der älteren Bewohner des phrygischen Berglandes, deren Unansehnlichkeit sie bisher der schärferen Beobachtung entzogen hat. Sie sind sicher älter als die Holzbauten, deren Nachbildung wir in den phrygischen Felsenfassaden erkennen, und es erscheint mehr als wahrscheinlich, daß sie in die Zeit hinaufreichen, in welcher jene Rasse, die in Kappadokien noch so ansehnliche Kulturreste hinterlassen, sich über einen großen

Teil Kleinasien ergossen hatte. Vorerst jedoch glauben wir nicht, daß die syrische Kultur auch noch nach der Besetzung des Zentralgebietes Kleinasien durch die Phryger standgehalten habe, und daß auch die Holzgebäude, welche den gegiebelten Felsendenkmälern mit dem Teppichmuster zum Vorbild gedient haben, ebenfalls unter östlichem Einflusse entstanden sind. Wir halten vielmehr an der westlichen Herleitung fest, freilich nicht hellenischer Wurzel, sondern vielmehr, im Zusammenhang mit der Abkunft der Phryger selbst, thrakisch-phrygischen Ursprunges.

Nicht zugeben aber können wir, daß das zerbrochene Grab „wegen zu großer Verwitterung“ bezüglich der ältesten Fundstücke und deren Herleitung nicht mehr in Frage komme. Denn es handelt sich hier mehr um Zertrümmerung als um Verwitterung, die Gestaltung des Innenraumes und die plastische Auszierung, soweit sie noch offen zutage liegt, ist stilistisch deutlich genug.

VORWORT

F. v. Reber.

Die vorliegende Untersuchung wurde von dem Institut für die Kunde des Altertums der Universität Wien in Wien durchgeführt. Die Abbildungen der Fundstücke sind von dem Institut für die Kunde des Altertums der Universität Wien in Wien durchgeführt. Die Abbildungen der Fundstücke sind von dem Institut für die Kunde des Altertums der Universität Wien in Wien durchgeführt.

Die Forschung konnte nämlich auch nach dem Erscheinen der Kistenarbeiten noch nicht als abgeschlossen erscheinen, weil abgesehen von manchen anderen noch dunklen Gebieten auch die Frage über die Bestimmung der Felsendenkmäler mit dem charakteristischen Teppichmuster vor dem Lückentopfer der Spätklassik noch konrovers bleibt. Denn die traditionelle Annahme von Gräbern oder Felsendenkmälern ist auch jetzt noch keineswegs negativ erledigt, da die Mehrzahl der betreffenden Denkmäler die Grabbestimmung durch Bestimmungsgewinne erreicht, welche die früheren und späteren phrygischen Felsendenkmäler (Atrianische, Kilmische, Atrianische u. a. sicher früher sind, und am Meeresstrand das Wort „Kistenman“ schwerlich anders gedeutet werden kann. Anderseits spricht auch die Analogie der benachbarten lykischen Felsengräber, jener von Parion und Kition nicht zu gedenken, deutlich genug.

Der Felsendekel hat sich allemal in der Voraussetzung von Gräbern angeschlossen, obwohl bei seiner Untersuchung nicht die Bestimmungszwecke der phrygischen Felsendenkmäler, sondern Entstehungszeit, Hergeschichte und stilistische Erklärung aus dem Vorbild des phrygischen Hauses in erster Linie stand. Die vorliegende Arbeit kehrt zu der traditionellen Annahme der Grabbestimmung zurück.

Der Wert der vorliegenden Arbeit liegt aber abgesehen von der rühmlichen Sorgfalt und Ausdauer des Verfassers, der den Untersuchungsgegenstand wiederum durchdringt, hauptsächlich in der Erläuterung einer bisher vernachlässigten Hausklasse, nämlich der Grottenwohnungen der älteren Bewohner des phrygischen Berglandes, deren Ursprünglichkeit bis hierher der schärfsten Beobachtung entzogen hat. Sie sind sicher älter als die Holzhäuser, deren Nachbildung wir in den phrygischen Felsendenkmälern erkennen, und es erscheint mehr als wahrscheinlich, daß sie in die Zeit hinaufreichen, in welcher jene Häuser die in Kappadokien noch so ausgedehnte Kulturzone hinterlassen, sich über einen großen



Fig. 1. Sarkophage am Weg über den Karabojükdag.

Einleitung.

1800 entdeckte Leake das Midasgrab.¹⁾ Damit beginnt die Geschichte der archäologischen Erforschung Phrygiens. Ältere Beschreibungen können wir übergehen, da sie kein wissenschaftlich genaues Material bieten. Die erste umfassendere Schilderung brachte Perrot im fünften Band seiner *Histoire de l'Art*. Die hauptsächlichsten hier in Betracht kommenden Arbeiten über Phrygien sind die von Ramsay, Reber und Körte. Sie legen, unterstützt durch vorzügliche Illustrationen, genau das Material fest und ermöglichen so ein Studium zu Hause, was früher nicht der Fall war. Einige Inschriften sind jetzt annähernd dem Sinn nach entziffert worden, eine wörtliche Übersetzung ist noch nicht gelungen. Um systematische Grabungen hat sich Körte verdient gemacht.

¹⁾ Journal of a tour in Asia Minor, p. 20 ff.

Desiderata sind zuerst eine genaue Karte, denn die relativ beste, die von Diest (in Petermanns Mitteilungen, Ergänzungsheft 116) ist noch sehr mangelhaft und läßt im Detail im Stich. Dann vor allem Grabungen in größerem Maßstab, Durchsuchung der Tumuli und auch der Schutthalden an der Midasstadt. Ferner Säuberung der Grabschächte. Es ist wohl kaum zu erwarten, daß man dabei zu großen glänzenden Resultaten kommen wird, jedoch werden dadurch höchst wahrscheinlich archäologisch bedeutsame Funde gemacht werden; vom Vorhandensein geeigneter Fundstätten bin ich fest überzeugt.

Bei der großen Unsicherheit der historischen Überlieferung, den noch nicht entschiedenen archäologischen und sprachlichen Fragen, ist es vorläufig ratsam, den Stoff durch Detailarbeiten zu bewältigen und zu verarbeiten; erst wenn die an sich sehr verschiedenen Einzelfragen gelöst sein werden, können sie gleichsam die einzelnen Steine sein, aus denen sich hoffentlich später ein großes Mosaikbild, die Entwicklungsgeschichte kleinasiatischer Kultur, zusammenstellen lassen wird.

Daher beschränkt sich vorliegende Arbeit auch auf das Zentrum von Jasilikaja und hat als untere Zeitgrenze das Jahr 695, in welchem der Kimmeriereinfall der phrygischen Herrschaft ein Ende machte. Sie enthält die Resultate von sieben meistens längeren Aufhalten in Anatolien in den Jahren 1901—1904. Dadurch ist mir ein wiederholter Besuch der Fassaden etc. ermöglicht worden. Ich halte das für besonders wichtig, denn durch öfteres Sehen der betreffenden Gegenstände, mit dazwischengelegten theoretischen Studien zu Hause, prägen sich die Formen ganz anders ein, als bei einmaliger noch so genauer Besichtigung, wie es leider bei vielen Reisenden der Fall war.

Endlich möchte ich noch bemerken, dass ich diese Reisen erst nach Beherrschung der türkischen Sprache und Sitte unternahm, weshalb mir ein Dragoman — sonst unerlässlich — entbehrlich war. Dadurch war auch ein direkter Verkehr mit den Eingebornen möglich; es sind ihre Angaben benutzt worden und alle Fehler, die durch nur auf ihren Vorteil bedachte Führer und Dolmetscher entstehen müssen, vermieden worden.

Nun noch einige Worte über den Inhalt der Arbeit: Die moderne Archäologie beschränkt sich nicht mehr auf Hellas, das glänzende Endglied einer langen Entwicklung, sondern beschäftigt sich speziell mit seinen Vorläufern, seiner Verwandtschaft mit asiatischer Kunst. In dieser nimmt Phrygien eine besondere Stellung ein, es hat eine besondere Form, die sog. Felsfassaden, geschaffen. Auch die Fassaden mit figürlichem Schmuck sind ohne Analogon. Über die Zeit ihrer Entstehung, ihrer Verwandtschaft mit asiatischen, resp. griechischen Vorbildern herrscht gegenwärtig noch völlige Uneinigkeit. Ramsay, Reber und Perrot meinen, daß sie von asiatischer Kunst abhängig sind. Dem gegenüber steht Körte (eigentlich die Brüder Körte) als Vertreter der gegenteiligen Anschauung, daß griechischer Einfluß hier maßgebend gewesen sei. Ich möchte gleich voraus bemerken, daß ich auf Grund meiner Arbeiten im großen Ganzen auf Seite Ramsays und Rebers stehe, und Körtes Auffassung nicht teilen kann. Eins seiner Hauptbeweisstücke, das zerbrochene Grab, kann wegen zu grosser Verwitterung nicht mehr in Frage kommen. Beweiskraft sollen für das Folgende nur genau erkennbare Funde etc. haben. Doch darüber weiter unten.

Zur Erörterung und Beurteilung dieser Streitfragen und Hypothesen steht uns ein dreifaches Material zur Verfügung: historisches, epigraphisches und archäologisches. Dem letzteren wird als dem umfangreichsten unser Augenmerk hauptsächlich gelten. Beginnen wir mit dem historischen Teil nach vorhergegangener kurzer geographischer Betrachtung

des Schauplatzes unseres Themas. Die uns hier interessierende Landschaft liegt zwischen den Städten Eskischehir, Kütaja, Karahissar, Seidigazi (cf. die Karte von Diest). Die Mitte dieser ein Viereck bildenden Gegend wird ausgefüllt durch das Türkmendaggebirge. Es erreicht eine Höhe von ca. 2000 m. Der Hauptstock des Gebirges liegt ungefähr in der Mitte zwischen Kütaja und Seidigazi. Seine Ausläufer nach Süden hin setzen sich im Karabojükdag fort; dieser geht in die Bergkette über, die im Norden das Tal des Akkarsu begrenzt. Das Zentrum der geometrischen Fassaden ist durch diese Berge getrennt von dem der bildlichen, deren Mittelpunkt Demirli ist. Die Verbindung zwischen den beiden Seiten ist nur durch wenige Pässe vermittelt. An dem höchst mühsamen Weg, der über den Karabojükdag führt, fand ich die Ruinen einer Bergwerksanlage (?) und ungefähr 35 Sarkophage, direkt aus dem lebenden Fels gehauen (Fig. 1).

Das ganze, eben geschilderte Bergsystem ist von zwei Flüssen eingefast; auf der Westseite bogenförmig vom Pursak, dem alten Thymbres, mit seinem Nebenfluß dem Achidere, in dessen Tal interessante Grotten liegen; auch die öfters zu erwähnenden Orte Sabundjibunar und Funduk befinden sich dort. Auf der Ostseite vom Seidisu, im Anfang Kümbetsu genannt (Parthenios). An ihm und seinen Quellbächen liegen die Hauptorte des Distrikts: Kümbet, Japuldag und Jasilikaja. Für das Zentrum von Demirli sind keine nennenswerten Wasserläufe hervorzuheben; die wenigen kleinen Bäche der Gegend, die allerdings geschätzte heiße Quellen aufweist, münden ins Akkarsu. Die Flußtäler sind im allgemeinen fruchtbar, oft von steilen Bergwänden in romantischer Form eingefast. Bisweilen erheben sich auch mitten in ihnen isolierte Felskegel, oben abgeflacht, die dann meistens zur Anlage von Burgen (Kalehs) benutzt worden sind. (Siehe auch meine Kartenskizze in der Zeitschrift für Ethnologie, 1905, Heft I, S. 189.)

Die Bewohner sind zum größten Teil Jürüken und Kysylbasch, in denen Luschan Reste der Ureinwohner, mutmaßlich der Hettiter, sieht (cf. die oben zitierte Zeitschrift a. a. O.).

Im Folgenden soll versucht werden einen Geschichtsabriss der uns interessierenden Zeit zu geben, allerdings von einem ganz einseitigen Standpunkt aus. Es sollen nur die Tatsachen erörtert werden, die irgendwie bei der Datierung der uns beschäftigenden Kunstwerke nützlich sein können.

Es kommen da vor allem zwei Völker in Betracht, die Hettiter und die Phrygier. Auf Griechenland, d. h. auf Ionien brauchen wir nicht einzugehen, denn im Folgenden wird gezeigt werden, daß griechische Beeinflussung auf die hier zu betrachtende Kunst nicht stattfand. Ich habe das bereits oben angedeutet und werde bei dem Hauptbeweisstück der gegenteiligen Meinung, dem zerbrochenen Grab, ausführlich darauf zurückkommen.

Leider sind die Daten und Nachrichten, die wir über die beiden erwähnten Völker haben, noch so gering, daß man oft nur auf Schlüsse aus den wenigen feststehenden Fakten angewiesen ist. Im Folgenden soll versucht werden aus den neuesten Bearbeitungen dieses Gebietes der Geschichte ein historisches Bild der uns hier interessierenden Zeit in der oben angegebenen Weise zu entwerfen.

Eduard Meyer ist (im 2. Bande seiner Geschichte des Altertums, p. 136 und 138–141) folgender Meinung über die Hettiter. Im vierzehnten Jahrhundert entstand im Kampf mit Ramses der ebenbürtige Großstaat der Hettiter, der über 100 Jahre mit den Pharaonen nach geschlossenem Frieden in Freundschaft stand. Seine Macht dehnte sich auch nach

Kleinasien aus. Im zwölften Jahrhundert löst sich das Hettiterreich wieder in Kleinstaaten auf. Die Hettiter waren wahrscheinlich nicht Semiten. Meyer konstatiert dann einen stilistischen Zusammenhang der kappadokischen und syrischen Kunstdenkmäler, erstere zeigen allerdings eine „langandauernde und offenbar einheimische Fortentwicklung der Kunst.“ Die häufig bei den kappadokischen Monumenten auftretenden ägyptischen Elemente können nur durch Vermittelung Nordsyriens erklärt werden. Wenn nicht die Denkmäler selbst, so sind jedenfalls die Typen der kleinasiatisch-hettitischen Kunst lange vor dem Ende des zweiten Jahrtausend geschaffen. Möglicherweise wurde ihre Art der Götterdarstellung von den Assyriern übernommen. Nach häufigen Funden von Siegelzylindern auf Cypern ist es nicht unwahrscheinlich, daß diese Insel den Hettitern untertan gewesen sei. In Bezug auf die Phrygier ist Meyer der Ansicht Herodots, daß sie aus Thrakien eingewandert seien (a. a. O. §§ 27 und 37). Er berichtet dann noch über die bei Reber ausführlich erwähnten Legenden über Midas, phrygische Musik und sonstige Überlieferungen (cf. Reber, die phrygischen Felsdenkmäler, die historische Einleitung).

Ich möchte hier gleich vorweg bemerken, daß die in der neueren Archäologie ziemlich allgemeine Ansicht eines „hettitischen“ Ursprungs der syrisch-kappadokischen Skulpturen nicht unangefochten geblieben ist. Es ist da besonders Puchstein, die pseudo-hettitische Kunst, 1890, zu zitieren. Er meint, daß diese Kunstwerke in der Zeit 1000 bis 600 entstanden seien. Wir können nicht näher darauf eingehen, da es nicht Aufgabe der vorliegenden Arbeit ist, eine Kunstgeschichte der Hettiter zu sein; ich verweise hier nur auf die Erwiderungen bei Reber, Abhandlungen der Bayer. Akademie, 1897, Heft 21, p. 20 und Meyer, a. a. O., p. 137 f.

Meyers Ansicht ist im großen Ganzen auch Oppert in seinem Artikel über die Hettiter in der Grande Encyclopedie, Tome 20, p. 153, von 1903: Er spricht zuerst über die syrischen Hettiter und die große Rolle, die sie im 14.—12. Jahrhundert spielten. Er fährt dann fort: „Les textes égyptiens et assyriens nous font connaitre d'autres Hittites incomparablement plus importants, et auxquels les historiens actuels sont disposés à accorder un très grand rôle dans l'Asie occidentale. Les Kheta ou Khiti des Egyptiens, Hatti des documents cunéiformes, occupaient le bassin de l'Oronte et le pays compris entre ce fleuve et l'Euphrate jusqu'à la Phénicie est désigné sous le nom des Hatti. Vers le milieu du 16. siècle se constitua un véritable empire hittite dont le centre était la région du Naharina ou Mitani, mais qui semble avoir rayonné sur presque toute l'Asie mineure. Il a beaucoup attiré l'attention des archéologues contemporains, parcequ'il aurait été un des principaux intermédiaires entre les grandes civilisations du Nil et les peuplades de la mer Egée. Plus tard cet empire se morcela en principautés qui furent conquises par les Assyriens.“

Jensen hat sich hauptsächlich mit den Inschriften der Hettiter beschäftigt und seine Resultate in der Zeitschrift der Morgenländischen Gesellschaft (Bd. 48, p. 235 und 2427 ff.) sowie in dem Werk „Hettiter und Armenier“, XXXX 1898, niedergelegt.

Er ist der Ansicht, daß die „Hettiter“ die Vorfahren der Armenier seien und daß dies auch durch die Sprache bewiesen ist.

Da Jensens Arbeiten vor allem auf philologischem Gebiet liegen, kommen sie für die vorliegende Materie weniger in Betracht; interessant ist für uns hier nur die relativ recht späte Ansetzung der Inschriften und damit auch zugleich der dazugehörigen Skulpturen. Die Schrift ist in Anlehnung an die ägyptische und zwar an die, die man zur Schreibung

von Fremdwörtern verwandte, entstanden (Het. und Armen. p. 74). Zum Teil sind die Inschriften aus spätester Zeit, so z. B. setzt Jensen die Inschriften und Reliefs von Jasilikaja-Bogaskeuj auf 850—800 c. an, die von Beykeuj, die uns besonders interessiert, „scheint aus viel späterer Zeit zu sein“ (Het. und Armen. p. 192). Das spräche dafür, daß gerade in dieser Gegend, d. h. in ziemlicher Nähe unseres Zentrums hettitischer Einfluß noch recht spät vorhanden gewesen sein würde. Eine Nachprüfung dieser späten Ansetzung auf kunstgeschichtlichem Gebiet wird erst dann möglich sein, wenn wir eine abschließende Kunstgeschichte des hettitischen Kulturkreises haben werden, wovon wir noch weit entfernt sind.

Sonst kämen noch folgende Daten aus „Het. und Armen.“ für uns in Betracht: Um 1400 war die Hauptmasse der Hatio-Armenen nicht allzuweit von Ägypten in Asien ansässig. Um 1300 Rivalität eines altarmenischen Königs mit Ägypten, zur Zeit Ramses II. Endlich ist Jensen der Meinung, dass das sog. Sesostrisrelief bei Nymphi aus der Zeit um 1200 stammt.

In neuester Zeit — 1903 — haben Winckler (die Völker Vorderasiens) und Messerschmidt (die Hettiter, beide Aufsätze in den Publikationen der Vorderasiatischen Gesellschaft) den uns hier interessierenden Stoff behandelt. Ich gebe im Folgenden zuerst Wincklers Ansicht im Auszug wieder (a. a. O., p. 18—26): In Kleinasien hatte sich im 2. und 3. Jahrtausend eine eigenartige, selbstständige Kultur entwickelt, die mit Babylon im Austausch stand. Als Heimat der Träger dieser Kultur muß Europa betrachtet werden. „Wir nennen sie hettitisch, mit einer Bezeichnung, welche aus dem Namen des uns am besten geschichtlich bekannten Volkes oder besser Staates zurechtgemacht ist.“ . . . „Das Chattiland hat im babylonischen Gesichtskreis als fester Begriff bereits im 3. Jahrtausend gelegen, denn astrologische Aufzeichnungen ziehen es ebenso in ihren Bereich wie Elam, Armenien und die verschiedenen Staaten im Euphratbereiche. Aus den Tel-Amarnabriefen erhalten wir Kunde von den Mitani und ihrem König Duschratta. Diese Schicht der Hettiter hat ihre Sitze am oberen Euphrat mindestens im 16. oder 17. Jahrhundert eingenommen. Um 1100 wurde ihre Macht durch das vordringende Assyrien gebrochen. Dem letzten Chattistaat, wie er von den Assyriern genannt wurde, in Karchemisch, machte Sargon 717 ein Ende. Die Stämme der Kasku und Tabal werden auch als Chatti bezeichnet und müssen zu den Herren des alten Chattilandes in engster Beziehung gestanden haben. Sie werden von Tiglatpileser besiegt. Um 715 greift der Phrygier Mita von Muski Assyrien an; im 8. Jahrhundert hat der indogermanische Stamm der Phrygier noch einmal eine Großmacht, das Erbe des alten Chattireiches, in Kleinasien gebildet, um bald nach 700 dem Kimmerereinfall zu unterliegen.“

Messerschmidt sagt (a. a. O., p. 1—5 und p. 11) ungefähr Folgendes: Ägypter und Assyrier berichten uns über kriegerische Zusammenstöße zwischen 1500—700 mit verschiedenen Völkerschaften in Nordsyrien, Nordmesopotamien, Kilikien, Kappadokien und Armenien. Nach allem was wir erfahren sind diese Völkerschaften weder Semiten noch Indogermanen. Unter sich aber müssen sie verwandt und Teile einer großen Völkergruppe oder Rasse gewesen sein. Der eine Stamm derselben heißt bei den Ägyptern Hatti oder Cheta, man hat sich daran gewöhnt, diesen Namen auf die ganze Völkergruppe zu übertragen. Wir müssen Kleinasien als den eigentlichen Sitz der „Hettiter“ und ihrer Kultur betrachten, von dem aus sie in immer neuen Schüben nach Süden und Südosten vordringen. Wahr-

scheinlich allerdings, aber noch nicht sicher ist, daß sie von Westen her nach Kleinasien eingewandert sind.

Die erste Ausgestaltung hettitischer Kultur auf kleinasiatischem Boden müssen wir ins 3. Jahrtausend zurückverlegen. Etwa um 2000 aber haben wir ein Vordringen hettitischer Völkerschaften gegen Syrien und Mesopotamien anzunehmen, im Verlauf dessen diese Länder babylonischer Herrschaft entrissen wurden. Zur Zeit der Tel-Amarnabriefe um 1450 tritt uns das Reich Mitani unter seinem König Tuschratta sogleich als eine Babylonien und Ägypten ebenbürtige Großmacht entgegen, die die Melitene und die südöstlich davon gelegenen Gebiete, ferner Nordsyrien und Nordmesopotamien mit Ninive umfaßt. Das Reich ist aber bereits in starkem Rückgang begriffen und wird bald darauf durch das aufkommende Assyrien gestürzt. Während die Mitani im 17. und 16. Jahrhundert nach Süden vorgedrungen sein werden, fallen die Chatti aus ihrem Stammland Kappadokien nach Syrien ein und dringen immer weiter nach Süden vor. Im Laufe des 14. und 13. Jahrhunderts unterwerfen sie ganz Syrien bis zum Hermon. Im 12. Jahrh. erfolgen Zusammenstöße mit Ramses II. bei Kadesch, in denen die Ägypter wohl nicht sehr siegreich waren. Ein Vertrag, uns durch die berühmte silberne Tafel bekannt, wird abgeschlossen. Eine andere Schicht der Hettitervölker bilden im 15. Jahrhundert die Lukki, die an der Südküste Kleinasiens wohnen und nach Cyprien herüber Seeräuberei treiben. Wir haben anzunehmen, daß sie ganz Westkleinasien überschwemmt haben. Ein paar Jahrhundert später sehen wir neue Hettitervölker vordringen und sich in Nordmesopotamien festsetzen. Tiglatpileser trifft mit ihnen um 1100 am Euphrat zusammen und stößt nach ihrer Unterwerfung an den Grenzen von Commagene auf Völkerschaften derselben Rasse, die Muski. Sie wichen höchst wahrscheinlich hinter den Halys zurück und setzten sich dort fest. Denn um 700 wird ihr Name als alte historische Landesbezeichnung eines neuen, gleichartigen, gleichumfassenden, jedoch indogermanischen Reiches verwendet: König Midas von Phrygien heißt in assyrischen Inschriften „Mita von Muski.“

Aus den angeführten Resultaten der neuesten Forschung können wir schließen, daß Kleinasien schon um 2000 eine hohe Kultur hatte, denn Reiche wie das der Mitani brauchen Jahrhunderte zu ihrer Entwicklung. Ein großer Teil der archäologischen Funde in Kleinasien und auch in dem uns beschäftigenden Phrygien wird daher auch dieser „hettitischen“ Kultur und nicht der relativ kurzen phrygischen Herrschaft zuzuschreiben sein. Doch darüber noch später bei der Besprechung einiger Ausführungen Körtes in der historischen Einleitung seines neuesten Werkes Gordion.

Zwischen 1100 und ca. 900 klafft eine Lücke, die wir vorläufig noch nicht befriedigend ausfüllen können. Um 900 c. wäre dann der thrakische Einfall anzusetzen. Wir haben als einzig sichern terminus ante quem die Abfassung der Ilias, c. 750, welcher Meinung auch Reber ist.

Wir wollen hier ganz die Legenden fortlassen¹⁾ und nur aus verschiedenen Nachrichten über Heiraten etc. als wahrscheinlich folgern, daß die phrygischen Eroberer natürlich nicht die ganze auf hoher Kulturstufe stehende Bevölkerung ausrotteten, sondern durch Heirat mit dem alten Geschlecht der „hettitischen“ Herrscher möglichst auch als legitime Erben derselben gelten wollten, eine Erscheinung, die in der Geschichte durchaus nicht

¹⁾ Cf. die historische Einleitung bei Reber a. a. O.

vereinzelt dasteht. Die Phrygier waren das kräftige junge Volk, das die absterbenden Hettiter unterwerfen konnte, aber von der Kultur der letzteren selber besiegt wurde. Es ist völkerpsychologisch leicht erklärbar, daß ein junges Eroberervolk, das sich seine Kultur nicht selbst durch Jahrhunderte lange Arbeit erworben hatte, sondern fertig von seinen Vorgängern übernahm, viel von seiner Lebenskraft einbüßt, weil es sich künstlich in neue Existenzbedingungen hineinzwängen muß, die nicht seine eigenen sind und darum seine Kraft verbrauchen. Das war auch bei den Phrygiern der Fall, denn schon ca. 100 Jahre später sehen wir sie dem Kimmereranprall, diesen Horden, man weiß kaum woher sie kamen und wer sie waren, erliegen. Das dafür bekannte Datum ist der Tod des Midas, 696 oder 695. Nun noch ein kurzes Wort über diese Persönlichkeit, die einzige die außer Arezastis auf den Inschriften erwähnt ist. Nach Weglassung des sagenhaften Gründers von Gordion, der Goldverwandlung, der Eselsohren, des Erfinders der Flöte, bleibt nur ein Midas übrig. Er weihte um 700 seinen Thron dem Orakel zu Delphi und war wohl mit Demodike vermählt. Später, so sagt die Überlieferung, weihte er seiner Gattin eine Statue. Wie diese Angaben mit dem Midasgrab in Verbindung zu bringen sind, wird weiter unten erörtert werden.

Die Kunstperiode, der die uns hier beschäftigenden archäologischen Monumente angehören, schließt im Wesentlichen mit dem Kimmerereinfall ab. Wegen der späteren Objekte sei noch kurz ein Überblick über die weiteren Schicksale Phrygiens gegeben. 679 werden die Kimmerer in Assyrien geschlagen, 660 fällt Gyges von Lydien ihrem zweiten Einfall zum Opfer. 657 (?) vertreibt sie Ardys von Lydien definitiv und erwirbt zugleich die Oberhoheit über Phrygien. Sein Reich ist wohl der letzte bedeutende Hettiterstaat. (Messerschmidt a. a. O., p. 12.) Darauf macht ihm die persische Eroberung ein Ende. Nach dem Tod Alexanders gehört Phrygien zum Pergamenischen Reich, bis es im Jahre 90 römische Provinz wird.

Zum Schluß dieses historischen Überblicks müssen wir noch die etwas abweichende Ansicht Alfred Körtes in Bezug auf die phrygische Invasion betrachten (Gordion p. X, 6, 7, 8). Er führt dort ungefähr Folgendes aus: Der Tumulus von Bosöyük, die älteren troischen Schichten und keramischen Funde auf einigen Stellen der Hochebene stimmen miteinander überein. „Die Träger dieser Kultur haben also das Hochland beherrscht.“ Daraus hat Körte dann geschlossen, daß die den Troern stammverwandten Phrygier schon in der Mitte des zweiten Jahrtausend, aus welcher Zeit diese Funde stammen, ihre späteren Sitze bewohnten. Dann führt er Ramsay und Crowfoot an, welche diese Funde einem vorphrygischen Volke zuweisen, dessen staatliches Zentrum Pteria war. Nach Körte sind diese, meistens keramischen Funde phrygisch, weil in Thrakien, der Heimat der Phrygier, gleiche Reste vorkommen. Dagegen ist einzuwenden, daß das Volk, dessen Zentrum nach Ramsay Pteria war, bei seiner großen von ihm eingehend geschilderten Verbreitung ebensogut von Süden nach Norden den Hellespont überschritten haben könnte, wie es später die Phrygier umgekehrt taten. Nimmt man eine Einwanderung der „Hettiter“ von Norden, d. h. von Europa her an, so erklären sich die thrakischen Tumuli noch einfacher als Reste des Aufenthaltes der einzelnen Stämme dort, während etwa das Gros sich in Kleinasien ansiedelte. Seite 8 meint Körte dann: „Einen zweiten Beweis für den phrygischen Ursprung des Bosöyük Hügels liefert ein unscheinbarer Fund, nämlich ein Schweinekiefer. Dieses Tier würden die Urkleinasiaten niemals als Totenopfer dargebracht haben.“

Er führt dann zum Beweis zwei Stellen späterer Zeit an (Strabo 12, 575, und Pausanias 7, XXX 17, 10). Dagegen wäre zu erwidern, daß nur ein einziger derartiger Fund, nicht einmal ein vollständiges Skelett, nichts beweist und außerdem durch Zufall dort hingekommen sein kann. Aus einem Knochen auf die Nationalität eines ganzen Volkes schließen zu wollen, ist nicht angängig und berührt hier gerade bei Körte merkwürdig, der sich eine Seite vorher (a. a. O., p. 7, Zeile 3 ff.) scharf gegen die Kraniologie wendet, die doch immerhin genaueres Material bringt als einen Tierknochenrest. Aber auch selbst, wenn wir annehmen, daß besagter Knochen nicht zufällig in den Tumulus gekommen ist, so sind die späten Stellen bei Pausanias und Strabo noch nicht beweiskräftig für den Tumulus von Bosöjök, resp. das Volk, das dort lebte. Wir wissen zu wenig von den religiösen Anschauungen der „Hettiter“. Im allgemeinen haben ja die semitischen Völker, also auch die Mesopotamier, mit deren Religion die der „Hettiter“ wohl entwicklungsgeschichtlich im Zusammenhang gestanden haben mag, einen Abscheu vor dem Schwein. Aber doch nicht ganz unbedingt, wie folgende Stellen beweisen. Hilprecht sagt in *Explorations in Bible Lands* p. 258, daß das Schwein das heilige Tier des Jagdgottes Ninib war. Ferner führt Jastrow in *Relig. Babyl. und Assyrl.* 1904, Band I, p. 87—88 an, daß dem Ninsah das Wildschwein heilig war, und es verboten war an bestimmten Tagen sein Fleisch zu essen. Seite 335, 338, 339 schreibt er dann noch, daß unter anderem Schweineknochen als Amulette gegen Dämonen an Hals, Händen und Füßen zu tragen empfohlen wurden. Die Ägypter hatten deshalb einen Abscheu vor dem Schwein, weil Set als schwarzes Schwein den Horus verwundet hatte (bei Erman, *Ägypt. Relig.* 1905, p. 181).

Was endlich Körtes Deutung der 20 000 Muski als Phrygier anbelangt (Gordion p. 16), so verweise ich auf Messerschmidt a. a. O., p. 11 und Winkler: *Altorientalische Forschungen* Bd. I, Heft 3, 1898. Auf Seite 111 und 112 daselbst ist er anderer Meinung (ebenso wie Messerschmidt) als Körte a. a. O.

Epigraphischer Teil.

Ein detailliertes Eingehen auf das epigraphische Material Phrygiens ist hier nicht möglich, da es über den Rahmen der vorliegenden Arbeit hinausgeht. Wir werden die Inschriften hier nur so weit zu erörtern haben, als dieselben zur Ergänzung des archäologischen Teils dienen.

Die wenigen phrygischen Inschriften, ungefähr zwanzig, sind zum Teil dem Sinn nach entziffert, lassen aber im Detail, wo es gerade darauf ankommt, im Stich. Ich erinnere nur an das OIKENEMAN am Midasgrab. Wir kennen aus ihnen den Namen Midas, ohne recht zu wissen, ob es sich dabei um einen König, Heros oder Priester handelt. Ferner bekannt ist MATER KYBELE. Bei der Arezastisfassade ist die mit MATER gemeinte Person auch streitig. Man hat aus den Inschriften das Alter der Fassaden zu bestimmen versucht. Aber ich glaube, daß sie auch in dieser Beziehung nicht unanfechtbar verwandt werden können.

Die vorhandenen Inschriften sind mit Hilfe der Photographie fast fehlerlos publiziert worden. Ich kann in Hinweis auf Ramsay, Reber und Körte darüber hinweggehen. Nur einen Punkt möchte ich hervorheben, nämlich die rein äußere Form der Buchstaben. Die

Inschrift neben dem Midasgrab hat eine Höhe von ca. 45 cm, BABA MEMEFAIS und AREZASTIS ca. 10—12 cm. Die Buchstaben der Inschrift unter dem „Priester“ von Jasilikaja sind ca. 60 cm hoch. Die „ängstlich gekritzelten Nachbildungen“, wie Körte Rebers Art zu kopieren nennt (Athen. Mitteil. 23, p. 84), sind deshalb nicht ohne Bedeutung. Vielleicht ergeben sich aus der genauen Vergleichung der rein äußeren Merkmale Anhaltspunkte für die Datierung der Inschriften.

Über Inschriften.

Ich fand in der von mir bereisten Gegend einige neue, aber leider recht verwitterte Inschriften. Die erste befindet sich am Löwengrab von Jasilikaja (cf. Fig. 36) und umfaßt zwei Reihen von ungefähr vier Meter Länge. Durch starke Überwachsung mit Moos ist vorläufig eine Entzifferung ausgeschlossen, man kann nur ein A, E, I mit Sicherheit erkennen. Nur gründliche Reinigung könnte hier helfen. Zwei weitere Inschriften fand ich am Midasgrab selbst (cf. Fig. 2 und 3). Sie sind den bisherigen Besuchern entgangen. Die eine besteht aus vier Zeilen durch drei Querstriche deutlich getrennt, leicht eingeritzte Buchstaben, am rechten Türpfosten der Scheintür.

1. Zeile: (von rechts nach links zu lesen) MIDAS,
2. Zeile: S dann MATER, dann METER (?) A oder E,
3. Zeile: ca. 15 recht zerstörte Buchstaben, nur A und F deutlich erkennbar,

4. Zeile: B erkennbar, der Rest zerstört. Daneben (auf Fig. 2 durch doppelte Unterstreichung markiert) Graffito eines Hirsches. Ich mache dabei auf die häufigen Hirschdarstellungen in Sendjirli aufmerksam.

Natürlich ist nicht anzunehmen, daß diese „Inschrift“ zur Fassade gehörte, für ausgeschlossen halte ich es in ihr eine Kritzelei müßiger Hirten zu sehen; sie kann nur von jemand verfaßt sein, der phrygisch konnte; wie wäre auch sonst die Übertragung des METERAN zu erklären?

Nicht weit unterhalb dieser Inschrift fand ich eine zweite (auf Fig. 2 durch punktierte Umränderung angedeutet, in Fig. 3 ganz). Sie ist unterhalb des Mäander-musters angebracht, und sind be-



Fig. 2. Inschrift am linken Türpfosten des Midasgrabes.

sonders die Anfangscharaktere merkwürdig. Höhe der Buchstaben 18 cm, Länge der Inschrift 1,50 m.

Eine weitere Inschrift fand ich hinter der Assarkaleh. Sie ist über einer kleinen bis jetzt unbekannten Fassade angebracht und ziemlich zerstört (cf. Fig. 4).

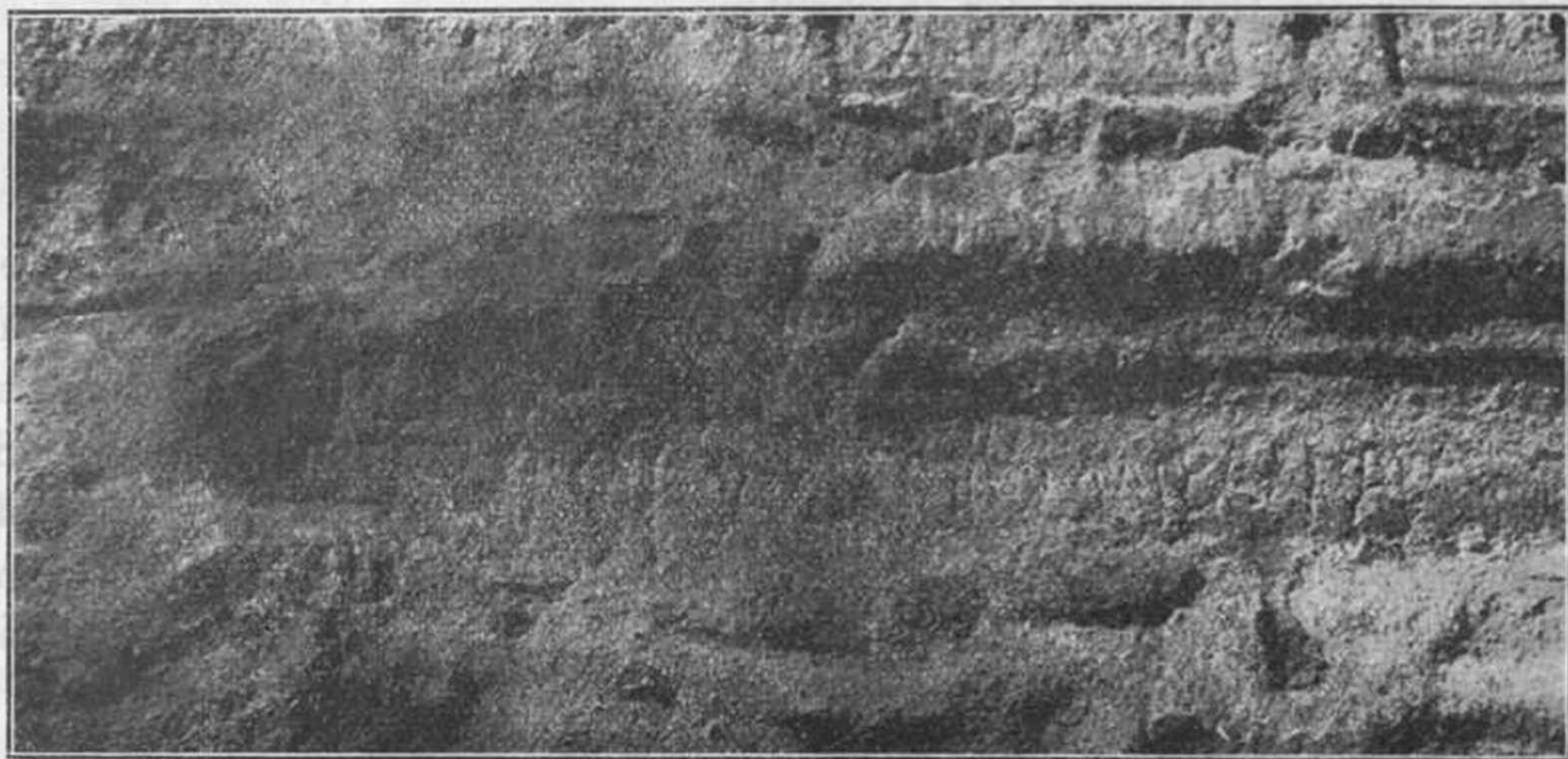


Fig. 3. Inschrift rechts unter dem Mäandermuster des Midasgrabes.



Fig. 4. Inschrift an einer Fassade hinter der Assarkaleh.

Endlich befindet sich noch eine Inschrift über einer kleinen Fassade bei der Fundukaleh (cf. Fig. 47). Sie ist ebenfalls zu überwuchert, um ohne gründliche Reinigung gelesen werden zu können.

Wenn auch diese Inschriften vorläufig wegen der Unentzifferbarkeit keinen großen Wert haben, habe ich sie hier doch gebracht, um die Aufmerksamkeit auf sie zu lenken.

Über Zeichen und Graffiti.

Perrot erwähnt bei der Beschreibung von Deliklitasch (l. c. p. 98) zwei Zeichen, die er dort fand. Er bezeichnet sie als zu den „asiatischen“ Alphabeten gehörig. Ich fand zuerst 1902 derartige Zeichen an Gräbern. 1903 und 1904 wandte ich besondere Aufmerksamkeit darauf und konnte ihre Anzahl vermehren. Ich fand sie überall da, wo phrygische Monumente sind, in Götschekissik, Arslankaja, Demirli, Jasilikaja, Gerdekkaja und in Meros. Ferner wurde mir eine Kopie derartiger Zeichen von dem Kontrolleur der Anatolischen Bahn, Herrn André, übergeben. Sie stammen nach seiner Angabe aus dem Djaudessi-Han (?) bei Konia. Keine Zeichen fand ich beim Bojük Arslan Tasch und Maltasch. Das schließt natürlich nicht aus, daß solche dort vorhanden sind, nur ist die genaue Untersuchung aus äußeren Gründen sehr schwierig. In Bakschisch fand ich im Türbe, das um 1500 erbaut ist, einen Stein mit Graffitto, eine Tierfigur darstellend.

Die folgenden Blätter zeigen die einzelnen Zeichen, wenn zusammengehörig in Gruppen, sonst durch ; getrennt. Mehrmals an derselben Stelle vorkommende Zeichen sind nur einmal angegeben.

Herr Dr. Messerschmidt war so liebenswürdig sie durchzusehen und noch auf die Ähnlichkeit mit dem karischen Alphabet hinzuweisen.

Herr Professor Jensen war bei gepflogener mündlicher Rücksprache der Meinung, daß Beziehungen zur hettitischen Schrift und den andern zum Vergleich herangezogenen Alphabeten und Schriftarten nicht vorlägen.

Die umstehend folgende Tabelle gibt die Zeichen wieder und zwar sind mehrfach vorkommende nur einmal angegeben. Sie sind folgender Provenienz:

Aus Gerdekkaja (in der Nähe der Midasstadt): a) 1—14, b) 1—12, c) 1—3,

Demirlikaleh: c) 3, 4, 5, ferner b) 12,

Kümbet: c) 6—11,

Seidi-Gasi, auf Steinen, die zum Bau des Klosters verwandt sind: d) 8, 9, 10,

Jasilikaja, „Grab mit den drei Betten“: d) 11,

„ unter dem Mäandermuster des Midasgrabes: e) 1—10,

„ über der Inschrift am Pfosten (Fig. 2): d) 12, 13,

Arslankaja, Kybelenische: e) 11—14,

Götschekissik, Grab neben der Fassade (Fig. 63): f) 1—9,

Dschaudessi-Han (?): g) 1—15. (Da diese Zeichen nicht von mir selbst kopiert sind, sondern, wie schon bemerkt von Herrn André, kann ich für die Richtigkeit derselben keine Garantie übernehmen.)

Die Zeichen unter h) und i) befinden sich auf einem Siegel, das mir 1902 von einem Polizeibeamten in Eskischehir gezeigt wurde. Es stammt angeblich aus dem Van. Ein Abdruck befindet sich in meinem Besitz. Zwischen den beiden Reihen ist die Zeichnung eines monströsen Wesens, das sich am ehesten mit dem sog. Ziegenfisch vergleichen läßt.

a.	¹ Υ; ² Π; ³ ↑; ⁴ ↑; ⁵ ↑; ⁶ ↑; ⁷ ↑; ⁸ ↑; ⁹ ✕; ¹⁰ ∇; ¹¹ ∇; ¹² NΦ; ¹³ N ; ¹⁴ N↗
b.	¹ Υ; ² ✕; ³ ∧; ⁴ ∇; ⁵ Π; ⁶ ∞; ⁷ ∞; ⁸ ∞; ⁹ ∞; ¹⁰ ∞; ¹¹ ∞; ¹² ∞
c.	¹ ∞; ² ∞; ³ ∞; ⁴ ∞; ⁵ ∞; ⁶ ∞; ⁷ ∞; ⁸ ∞; ⁹ ∞; ¹⁰ ∞; ¹¹ ∞
d.	¹ ∞; ² ∞; ³ ∞; ⁴ ∞; ⁵ ∞; ⁶ ∞; ⁷ ∞; ⁸ ∞; ⁹ ∞; ¹⁰ ∞; ¹¹ ∞; ¹² ∞; ¹³ ∞
e.	¹ ∞; ² ∞; ³ ∞; ⁴ ∞; ⁵ ∞; ⁶ ∞; ⁷ ∞; ⁸ ∞; ⁹ ∞; ¹⁰ ∞; ¹¹ ∞; ¹² ∞; ¹³ ∞; ¹⁴ ∞
f.	¹ ∞; ² ∞; ³ ∞; ⁴ ∞; ⁵ ∞; ⁶ ∞; ⁷ ∞; ⁸ ∞; ⁹ ∞
g.	¹ ∞; ² ∞; ³ ∞; ⁴ ∞; ⁵ ∞; ⁶ ∞; ⁷ ∞; ⁸ ∞; ⁹ ∞; ¹⁰ ∞; ¹¹ ∞; ¹² ∞; ¹³ ∞; ¹⁴ ∞; ¹⁵ ∞
h.	∞ Ziegenfisch
i.	∞

Zusammengestellte Tabelle der Zeichen.

Herr Dr. Fink, Berlin, wies auf die Ähnlichkeit des zweitens Zeichens der oberen Reihe mit dem hebräischen Pehlewizeichen hin. Eine sichere Deutung war bis jetzt nicht möglich.

Gehen wir jetzt zum Vergleich der einzelnen Zeichen mit gleichen oder ähnlichen in andern Alphabeten über. Es sei dazu bemerkt, daß es sich um eine rein äußere Zusammenstellung handelt. Bei einem vorläufig noch so lückenhaften Material ist das alles, was wir vorderhand tun können.

ad a 1: het. Stele von Babylon, Jerabis, Stele von Iconium, auch karisch, Dibon, ähnlich Scherben von Bosöjök,

ad a 2: wagrecht het. Niobe am Sipylos,

ad a 3: het. Stele von Babylon, Jerabis, Marasch, (Jensen, het. Tafeln, 7, 8) Beykeuj, Kölitoglu, Teima, kar., cf. auch c 8 und f 7,

ad a 4: het. Sendschirli, samaritanisch, auch d 2,

ad a 6: het. Perrot 4, p. 556,

ad a 7: cf. f 8 in umgekehrter Richtung,

- ad a 8: cf. die obige Bemerkung,
 ad b 1: het. Jerabis, Sendjirli, Dibon,
 ad b 2: neupunisch,
 ad b 3: Deliklitasch (Perrot 5, p. 89), chaldäisch (Maspero 1, p. 783), auch karisch,
 ad b 9: ähnlich het., Ibris, Marasch, Bor, Kölitoglu, cypriot. (Perrot 4; p. 521),
 ad b 10: ähnlich cypriotisch, bei Perrot l. c., p. 521,
 ad b 11: het. Stele aus Babylon, Teima,
 ad b 12: chaldäisch bei Maspero I, p. 695, cypriotisch bei Perrot 4, p. 521; auch auf der Demirlikaleh und f 6,
 ad c 1: het. und ähnlich chaldäisch bei Maspero I, p. 606,
 ad c 3: ähnlich chaldäisch (Maspero I, 655) und Jerabis,
 ad c 4: cf. c 2 und f 3,
 ad c 5: das erste Zeichen neupunisch, umgekehrte het. in Gargemis auch karisch.
 Das dritte Zeichen ähnlich auch karisch; ferner ähnlich in Sedjirli, cypriotisch und neupun.,
 ad c 6: cf. im weiteren Text über das Grab von Japuldag. Höhe ca. 35 cm,
 ad c 7: ähnlich wie a 6,
 ad c 8: cf. a 3 und f 7,
 ad c 9: cf. e 12,
 ad c 11: cf. a 5,
 ad d 1: entfernte Ähnlichkeit mit het. von Karabunar. Kreis mit senkrechtem Strich nach unten: Wüste Safa und himorit. Inschriften im Louvre,
 ad d 5: cf. a 4,
 ad d 3: cf. g 10,
 ad d 5: het. Kölitoglu (?),
 ad d 7: het. Sendjirli, sehr ähnlich cypriotisch, Dibon, Sidon,
 ad d 8: cf. a 2,
 ad d 9: cf. a 13,
 ad d 10: entfernt ähnlich cypriotisch (Perrot 4, p. 521),
 ad d 11: der kleine Kreis het. in D Sendjirli; die beiden folgenden Zeichen mit kleinem Querstrich oben, neupunisch,
 ad d 13: cf. e 14,
 ad e 1—10: (Inscription unterhalb der Fassade des Midasgrabes, cf. auch Fig. 2), ad 1 cf. mit het. Siegel bei Perrot 4, 772 ägypt. Lebenszeichen, Hierogl. bei Lepsius, Maspero I, 659, l. c. 623; ferner Cypriot.,
 ad e 2: vielleicht karisch; Sendjirli, Sidon, Teima, Dibon,
 ad e 3: karisch, het. (Perrot 4, p. 808), lyk. p.
 ad e 4: karisch, cf. auch Perrot 4, p. 570, het.
 ad d 5: cf. syrisch und Marasch bei Perrot 4, p. 548 und 804,
 ad e 7 und 8: karisch, wenn von rechts nach links gelesen,
 ad e 11: cf. c 10,
 ad e 12: cf. c 9,
 ad e 13: karisch,
 ad e 14: cf. d 13,
 ad f 1: der obere Teil wie e 4,

- ad f 2: vergleiche das Siegel bei Jensen, l. c. Tafel 5,
- ad f 3: cf. c 1 und 2,
- ad f 4: Zeichnung eines Menschen?
- ad f 5: cf. Sendjirli, altcypriotisch und karisch,
- ad f 6: cf. b 12.
- ad f 7: cf. a 3, e 8,
- ad f 8: cf. a 8,
- ad f 9: cf. die Gußform bei Perrot 5, p. 300; auch Grabreliefs in Nacoleia,
- ad g 2: cf. Marasch bei Perrot 4, p. 556,
- ad g 5: cf. d 7; wahrscheinlich karisch,
- ad g 7: entfernt ähnlich mit cypriotisch,
- ad g 8: karisch,
- ad g 10: cf. d 3,
- ad g 11: het. Sendjirli, karisch,
- ad g 13: cf. neupunisch und chaldäisch (Maspero I, p. 680), karisch,
- ad g 15: karisch, het. Sendjirli, Dibon, karisch.

Die Zeichen sind im Durchschnitt in $\frac{1}{10}$ der natürlichen GröÙe wiedergegeben. Zum Vergleich wurden die Tafeln von Jensen und die vergleichende Schrifttafel von Euting in H. Zimmern, vgl. Grammatik der semitischen Sprachen, hauptsächlich benutzt.

Das Ergebnis dieser rein äußerlichen Zusammenstellung ist kurz folgendes (das letzte Wort hat hier natürlich nach hoffentlicher Vermehrung des Materials der Epigraphiker und nicht der Archäolog zu sagen): Es kommen an Gräbern etc. in Phrygien Zeichen vor, von denen sich verschiedene mit het. und andern älteren Schriftarten decken und von denen sich einige an entfernt liegenden Orten gleichen.

Ich möchte zuerst bemerken, daß eine moderne Anfertigung, etwa Kritzeleien müßiger Hirten, ausgeschlossen ist. Denn wie kämen dann in über 100 km entfernt liegenden Orten, wie z. B. in Götschekissik und Gerdekkaja dieselben Zeichen vor? Man könnte allenfalls das Midas am Midasgrab für eine solche Nachahmung halten, aber diese Vermutung fällt bei den andern Stellen fort, denn dort sind keine Inschriften vorhanden, die als Vorlage dienen könnten. Sind diese Zeichen also keine müßige Spielerei, so können sie nur von Leuten herrühren, für die sie irgend eine Bedeutung hatten. Ich möchte das so zu erklären versuchen: die ältesten Einwohner des Landes waren die Hettiter. Wir finden in diesen Gegenden zahlreiche Spuren ihrer Anwesenheit, besonders auch nicht weit vom Fundort der Zeichen in Beykeuj und Kölitoglu befinden sich noch zwei het. Inschriften, südlicher noch mehrere. Viele der Zeichen mögen einfach in Farbe gezeichnet gewesen sein (cf. Perrot, l. c. 5, p. 98) und haben sich deshalb nicht gehalten. Wie die hettitische Religion, der Kybelekult, auf die Phrygier überging, so wird es wohl auch mit der Schrift für religiöse Formeln gewesen sein, die besonders auf diesem Gebiet ihre eigene mitgebrachte Schrift nicht verdrängen konnte. Sie erhielten sich als heilige, apotropäische Formeln, resp. als Abkürzungen von solchen, bis in die spätere Zeit. Aus diesem Erklärungsversuch ergibt sich ganz von selbst eine Zeitansetzung: die Zeichen beginnen mit der Herrschaft der Hettiter und finden sich deshalb auf den ältesten Monumenten (Deliklitasch). Sie verschwinden dann mutmaßlich mit ihrer Veranlassung, dem Kybelekult. Das Christentum unterdrückt sie vollständig, denn an vielen durch Kreuze als christlich gekennzeichneten

Gräbern finden sich Spuren von zerstörten Zeichen. Ich betone zum Schluß nochmals ausdrücklich, daß das eben Ausgeführte nur eine Hypothese ist, welche aber auf die einfachste Weise diese Zeichen erklärt, die nur noch ein weiteres Indizium für ehemaliges Vorhandensein und weitgehenden Einfluß hettitischer Kultur sind.

Zu den häufigen karischen Zeichen möchte ich Dr. Messerschmidt zitieren, der mir mitteilte: „Trotz allem bedaure ich, daß das Rätsel sich nicht glatt löst. Immerhin ist zu bedenken, daß wir von den karischen und anderen kleinasiatischen Inschriften,¹⁾ von hettitischen und lykischen abgesehen, noch gar zu wenig Material haben.“ So weit die liebenswürdige Mitteilung Dr. Messerschmidts; wenn wir das Gesagte noch auf das historische Gebiet ausdehnen, und leider müssen wir das noch, so sehen wir uns genötigt, vorläufig auf eine plausible Erklärung zu verzichten.

Über Grotten.

Der erste Gegenstand von archäologischem Interesse, der dem Reisenden ins Auge fällt, sind die Grotten. In den Flußtalern des Pursak und Achidere kann man kaum einen Kilometer zurücklegen, ohne in den Felswänden, da wo sich schroff der Fels aus dem Boden des Tales erhebt, die schwarzen Eingänge der meist künstlichen Höhlen zu sehen.

Wir müssen sie hier eingehender besprechen, als dies bisher geschehen ist. Ich kenne keine erschöpfende Abhandlung darüber, und doch sind gerade diese unscheinbaren Felslöcher in ihrer Entwicklung und Ausgestaltung von großem Interesse. Sie zeigen nämlich einmal die Entwicklung der einfachen Grotte zur komplizierten Felswohnung, zur Kaleh, dann aber sind sie die einzigen Zeugen des zum Teil primitiven, sich allmählich entwickelnden Lebens der alten Einwohner des Landes. Außerdem können wir an einer ganzen Anzahl von Grotten Spuren bemerken, die wichtige Indizien für die Entwicklung des Holzbaues sind, der seinen Abschluß in den großartigen geometrischen Fassaden gefunden hat.

Zuerst ein Wort über die Lage der Höhlen: sie finden sich, wie eben erwähnt, überall da, wo das Flußtal von senkrechten Felsen begrenzt wird. Durch früheres Vorbeiströmen von Wasser am Fuß dieser Wände entstandene Aushöhlungen boten zuerst dem Menschen, der Schutz vor den Unbilden der Witterung suchte, einen Unterschlupf. Sie dienten ihm als Vorbild das weiche Gestein auszuhöhlen, sich eine Wohnung darin zu

¹⁾ Als nicht zum Thema gehörig lasse ich die von mir in diesen Gegenden gefundenen griechischen Inschriften fort. Abklatsche etc. sind von Prof. Kretschmer durchgesehen und befinden sich in Wien. Nur eine möchte ich erwähnen, weil sich aus ihr ein neuer phrygischer Städtenamen ergibt:

Weißer Marmor. Höhe 1,50 m; Breite 0,83 m; Dicke 0,16 m; Buchstabenhöhe 0,065 m.

ΟΡΟΣ
ΘΕΡΜΩΝ
ΠΡΕΙΟΥΝ
ΤΩΝ

Nach Kretschmer ergibt sich hieraus der Städtenamen *Πρεϊούρια* oder *Θερμα Πρεϊούρια*, gebildet wie der phrygische Städtenamen *Θεούρια*.

schaffen. Der vorbeiströmende Bach lieferte das Wasser, die fruchtbare Talsohle ein gutes Weideland fürs Vieh, und später einen guten Ackerboden, den er mit primitivem Holzpflug bestellte, wie er auch heute noch dort im Gebrauch ist (cf. Fig. 10). Die wellige Hochebene, die das Tal begrenzt, denn diese Flußtäler sind in Phrygien oft nur Einschnitte, die das Wasser in die Hochebene genagt hat, bot Reisig zur Feuerung und Wild zur Jagd. So sehen wir alle Existenzbedingungen für den primitiven Bewohner dieser Gegenden erfüllt, ihm genügt vorläufig noch das einfache Loch im Felsen, wo er zusammen mit seinem Vieh vor Wind und Wetter geschützt ist. Noch heute kann man auf diese Art Hirten und Zigeuner kampieren sehen, wie es an derselben Stelle vor tausenden von Jahren die Ureinwohner taten.

Diese Wohnhöhlen sind unregelmäßig angelegt, oft nur eine Erweiterung einer vorhandenen, durch vulkanische Ursachen etc. entstandenen Grotte. Die zu große Eingangsöffnung wird dann durch rohe Stein- und Lehmwände verkleinert. Innen findet man keine Bearbeitung der Wände, nur größere Unebenheiten hat man zu beseitigen versucht. Allmählich jedoch wird, je mehr die Bevölkerung mit dem Boden verwächst, der Sinn für Ordnung rege, man entfernt nicht nur die groben Unregelmäßigkeiten der Wände, sondern sucht sie so glatt wie möglich herzustellen, sie in ein richtiges gegenseitiges Verhältnis zu bringen, mit einem Wort aus einem regellosen Loch entwickelt sich ein regelmäßiger Raum. Auch nach außen hin macht sich dies Bestreben bemerkbar, aus der Eingangsöffnung wird eine Tür. Zu beachten ist, daß bei diesen älteren Grotten die Tür an der Basis meistens breiter ist, als oben (cf. Fig. 26—28).

Der einfachste Erklärungsversuch dafür läßt sich aus rein praktischen Gründen ableiten: durch diese Form wurde die Felsdecke am besten gestützt und war der Wärmeverlust aus dem Innern der Grotte ein geringerer. Bei einigen ist man sogar soweit gegangen den Eingang dreieckig zu formen (z. B. bei Sahundjbunar). Doch die Entwicklung schreitet weiter, eine einzelne Kammer genügt nicht mehr, man arbeitet mehrere in den Fels, die miteinander verbunden sind und von denen jede einen Ausgang ins Freie hat.

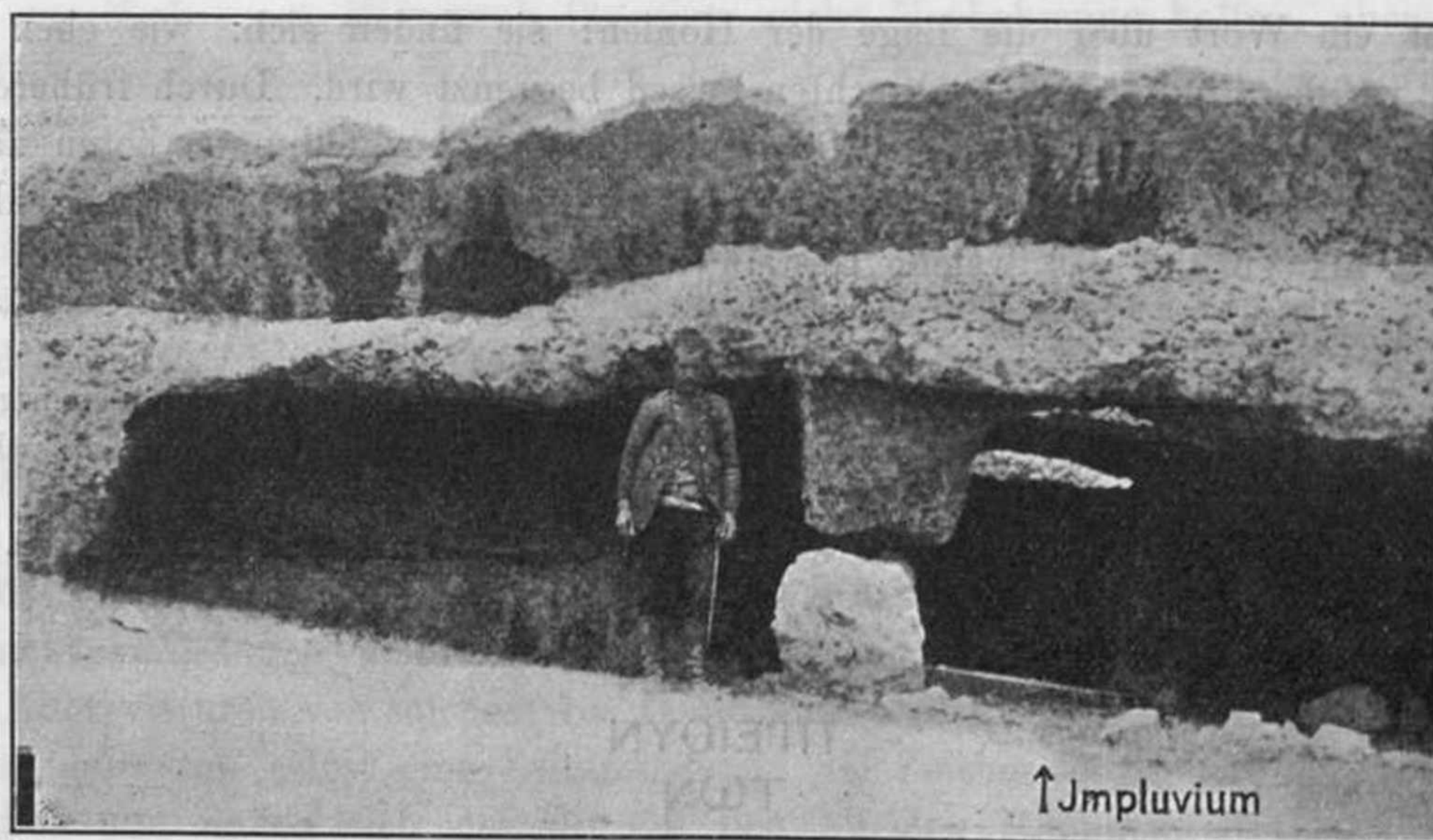


Fig. 5. Grotte bei Sabundji-Bunar (der vordere Teil ist eingestürzt).

Oft auch bleibt die erste Kammer gewissermaßen als Kernpunkt stehen, um den sich andere Kammern gruppieren. So bilden sich denn von selbst rohe viereckige Pfeiler, wie ich sie in mehreren Grotten fand (cf. Fig. 5).

In diese Periode müssen wir eine Anlage rechnen, die ich im Tal des Achidere fand, und aus Mangel an einem anderen Obdach selber auf ihre Brauchbarkeit prüfen konnte oder vielmehr mußte (Fig. 5).

Um die ursprüngliche Kammer herum sind vier kleinere in den Fels gehauen, jedenfalls um dort das Vieh einzustellen, wie die Anbindevorrichtungen (cf. Fig. 9) beweisen. Der Mittelraum ist zu einer Halle geworden, gestützt durch einen viereckigen Steinpfeiler. Um den Abzug des Rauches zu ermöglichen, hat man in die Decke ein Loch gemeißelt. Auf der Oberfläche des Felsens sind kleine Rinnen angebracht, um das Regenwasser dorthin zu leiten; unter dem Loch befindet sich eine Aushöhlung im Fußboden zur Aufnahme des Wassers, die primitivste Form des Impluviums. Man hat das so eingerichtet, um sich den 2 km weiten Weg zum Bach zu sparen. Solche Wasseranlagen fand ich mehrfach, besonders ausgebildet bei der Demirlikaleh.

Die eben geschilderte Grotte kann als Übergangsstadium zwischen der einfachen Felskammer und der planmäßig angelegten Höhlenwohnung gelten, denn hier sind die Räume noch regellos aneinandergereiht. Man hat dem jeweiligen Bedürfnis gemäß, wo gerade noch Platz war, einfach einen neuen Raum in den Fels gearbeitet. Anders ist die in Figur 6 wiedergegebene Wohnung, nicht nur wegen der Gliederung der einzelnen

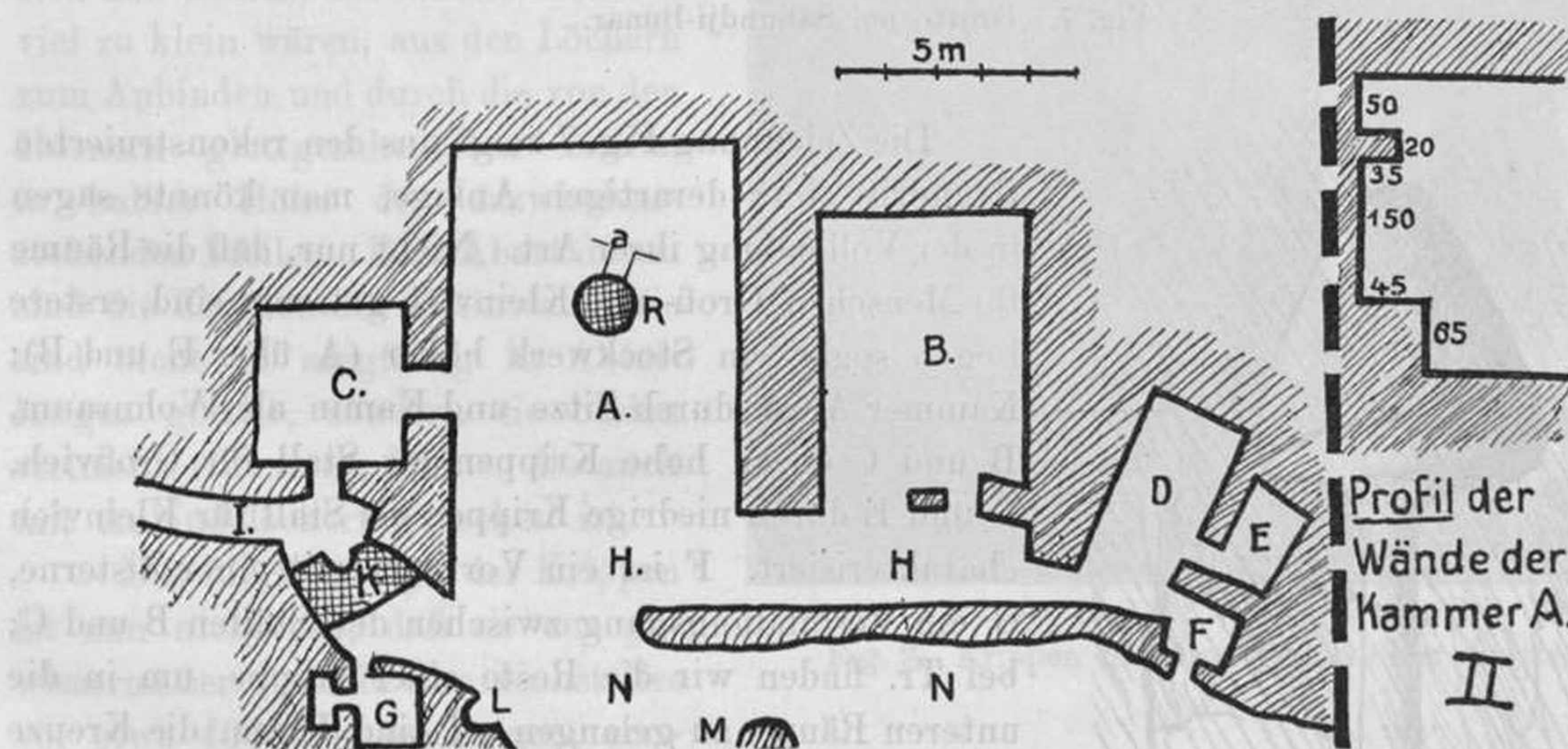


Fig. 6. Grotte in der Umgebung von Alayund.

Gemächer, sondern auch durch räumliche Ausdehnung; Kammer A z. B. hat 120 cbm Inhalt, ein beträchtliches Quantum, besonders in Anbetracht der damaligen primitiven Werkzeuge. Dies Gehöft, so kann man es wohl nennen, ist in Räume für Vieh (B, D), Menschen (A, C) und Getreide (E, F) eingeteilt. Die meisten dieser Räume münden in die Gallerie H; vor dieser liegt der Hof N; M ist eine Zisterne. G und L waren offenbar Grabkammern. I ist eine zum Teil (K) überdeckte Gallerie, die in einem Bogen oben auf den Felsen führt und wohl als Notausgang diente, denn der offene Hof war allem Anschein nach durch eine

Mauer abgeschlossen. Zu erwähnen ist noch eine Kammer, deren Zugang man im Rauchfang R bemerkt. Möglicherweise handelt es sich um eine Räuchervorrichtung. Um den Saal A führt ringsherum eine Bank, über derselben eine vorspringende Leiste (cf. das Profil bei Fig. 6). Da sonst nur noch bei Perrot (Bd. 5, p. 78) der Plan einer solchen Wohnung angegeben ist, möchte ich hier noch einige solcher Anlagen beschreiben.

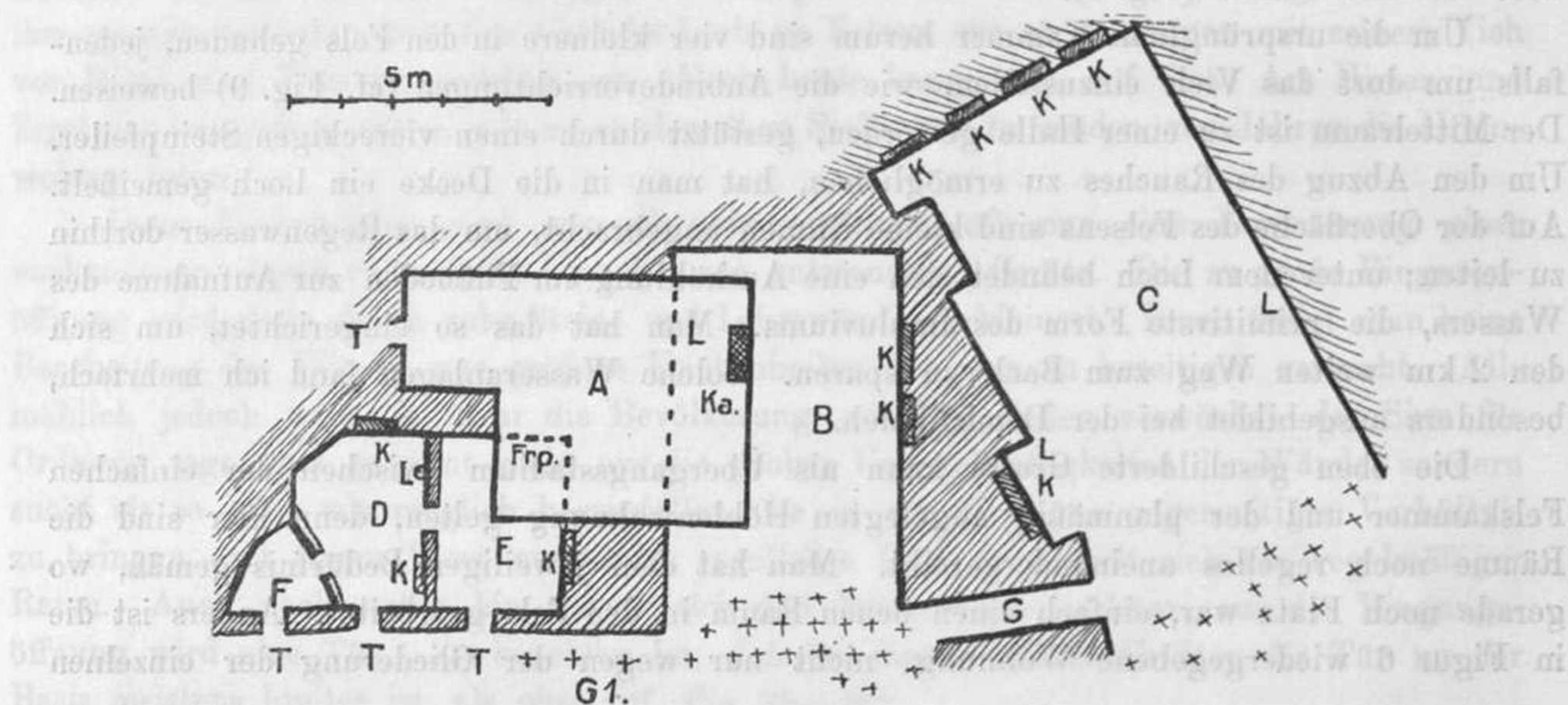


Fig. 7. Grotte bei Sabundji-Bunar.



Fig. 8. Beleuchtungsvorrichtung in einer Grotte.

Die Zeichnung Fig. 7 zeigt uns den rekonstruierten Grundriß einer derartigen Anlage, man könnte sagen in der Vollendung ihrer Art. Nicht nur, daß die Räume für Menschen, Groß- und Kleinvieh getrennt sind, erstere liegen sogar ein Stockwerk höher (A über E und B); Kammer A ist durch Sitze und Kamin als Wohnraum, B und C durch hohe Krippen als Stall für Großvieh, D und E durch niedrige Krippen als Stall für Kleinvieh charakterisiert. F ist ein Vorraum mit einer Zisterne, G ein Verbindungsgang zwischen den Ställen B und C; bei Tr. finden wir die Reste einer Treppe, um in die unteren Räume zu gelangen. T sind Türen, die Kreuze bezeichnen eingestürzte Teile. K sind Krippen, L Löcher für Leuchtpäne.

Um das Gesamtbild möglichst vollständig zu geben, habe ich schon einzelne Details wie Krippen etc. erwähnt. Betrachten wir diese jetzt etwas eingehender: Die ältesten Wohngrotten, eigentlich mehr Felslöcher, sind innen kahl, kaum daß man in ihnen eine primitive Steinbank findet. Mit der sich entwickelnden Anlage und Planmäßigkeit geht aber auch zugleich ein Bedürfnis

nach — sit venia verbo — Komfort Hand in Hand. Man haust nicht mehr in demselben Raum mit dem Vieh, für das die älteren unteren Grotten verwendet werden. Die oberen, trockeneren werden ausschließlich zu Wohnzwecken benutzt. Statt der Streu am Boden ziehen sich Bänke an den Wänden hin, die wohl mit Fellen belegt waren. Der Qualm des erwärmenden Feuers muß nicht mehr mühsam durch die niedere Tür, oder bestenfalls durch ein Loch in der Decke entweichen. Regelrechte Kamine (z. B. bei Sabundjibunar, Alajund) verbreiten eine wohltuende Wärme, brennen durch den von einer Art Schornstein erzeugten Zug besser und verunreinigen nicht mehr die Luft des Gemaches. Die bei Perrot zitierten Kamine auf der Akropolis von Kümbet stammen wohl auch aus dieser Periode, trotz der späteren Bearbeitung. Zur Beleuchtung dienten Kienspäne, die in dazu angebrachte Löcher in der Wand gesteckt wurden. Einen merkwürdigen Beleuchtungsapparat fand ich in einer Grotte in Sabundjibunar. Er besteht in einer Rinne, die vertikal in die Wand gearbeitet ist. Der obere Teil ist erweitert, um der Flamme mehr Luft zu verschaffen. An den Rändern der Rinne selbst sind Löcher zum Durchziehen einer Schnur, zur Befestigung des Kienastes, dessen oberer Teil in der Erweiterung der Rinne brennt. Ein praktischer Versuch bewies die Zweckmäßigkeit der Anlage.

Ein weiteres Detail der Innenausstattung der Grotten sind die Krippen. Sie finden sich z. B. in Sabundjibunar, Demirli, Serdjoa etc.

Daß hierbei nicht etwa an Grabnischen zu denken ist, ergibt sich klar daraus, daß die Dimensionen viel zu klein wären, aus den Löchern zum Anbinden und durch die von den Hörnern glattgescheuerten Stellen in halber Höhe der dazwischestehenden Pfeiler. Eine Abart davon sind die Krippen für Kleinvieh. Sie sind nicht so sorgfältig in Abteilungen geteilt, sondern sie bilden vielmehr eine lange Rinne, die auch mit Anbindelöchern versehen ist.

Das Merkwürdige der Krippen ist nun nicht nur, daß sie uns gewissermaßen das Bild eines Kuhstalles vor etwa 4000 Jahren zeigen, sondern die Schlußfolgerung, daß die derzeitigen Bewohner Phrygiens ein Viehzucht und Ackerbau treibendes Volk waren. Sie wollten von dem, mühselig dem Boden abgerungenen Korn so wenig wie möglich umkommen lassen, und schufen deshalb die Krippen.

Ich sagte eben mit hölzernen Pflügen: Im Dorf Funduk nämlich sah ich einen Pflug, ganz aus Holz konstruiert, ohne irgend welche Eisenteile (Fig. 10). Auf einem Grabstein aus Doryläon, jetzt neben der griechischen Kirche in Eskischehir befindlich, der durch seine Inschrift für ca. 300 a. Chr. datierbar ist, findet sich genau derselbe Pflug abgebildet, so daß wir daraus zu schließen berechtigt sind, daß dies primitive Modell dort bereits seit den ältesten Zeiten im Gebrauch ist.

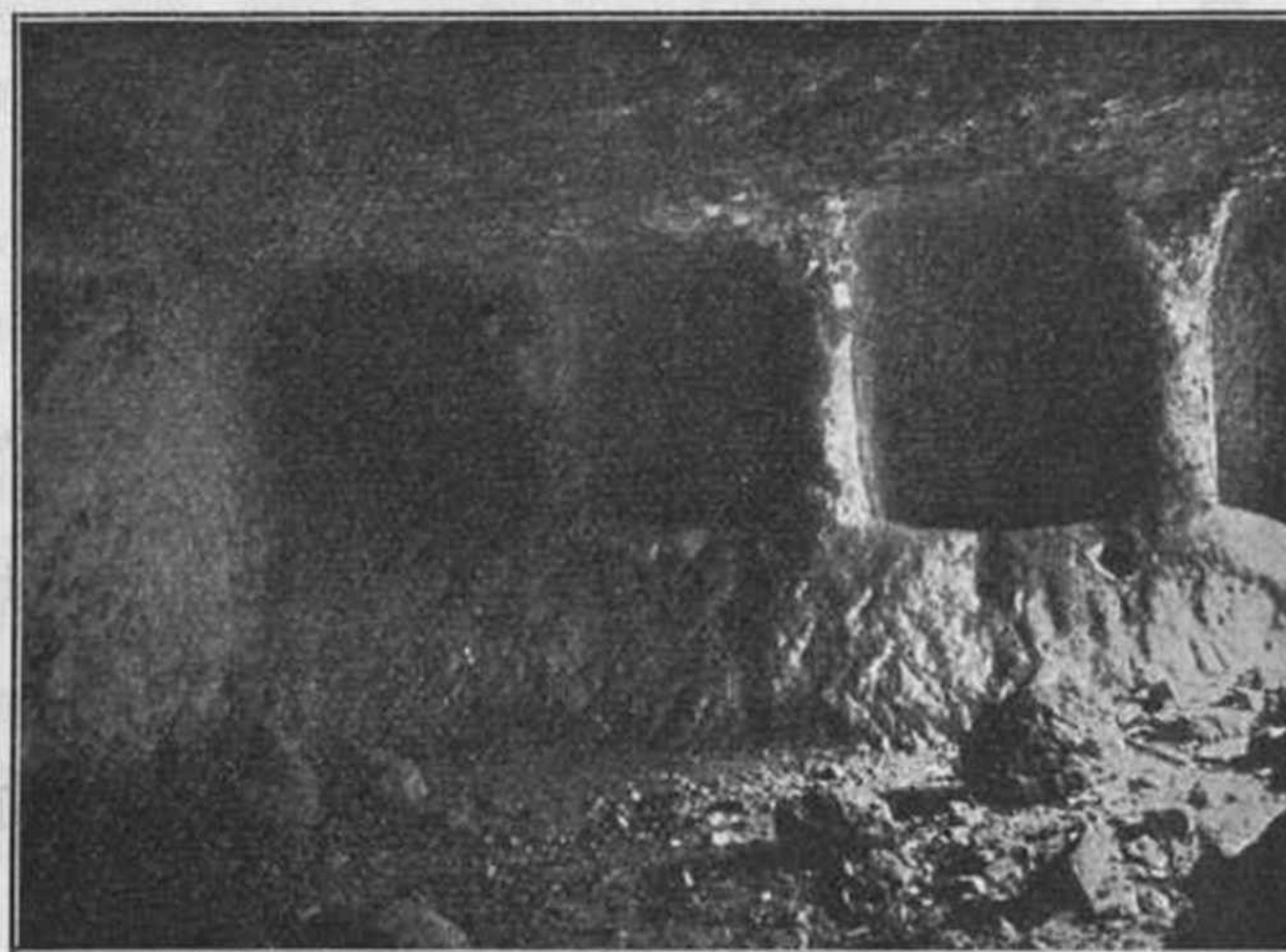


Fig. 9. Krippen für Großvieh in einer Grotte.

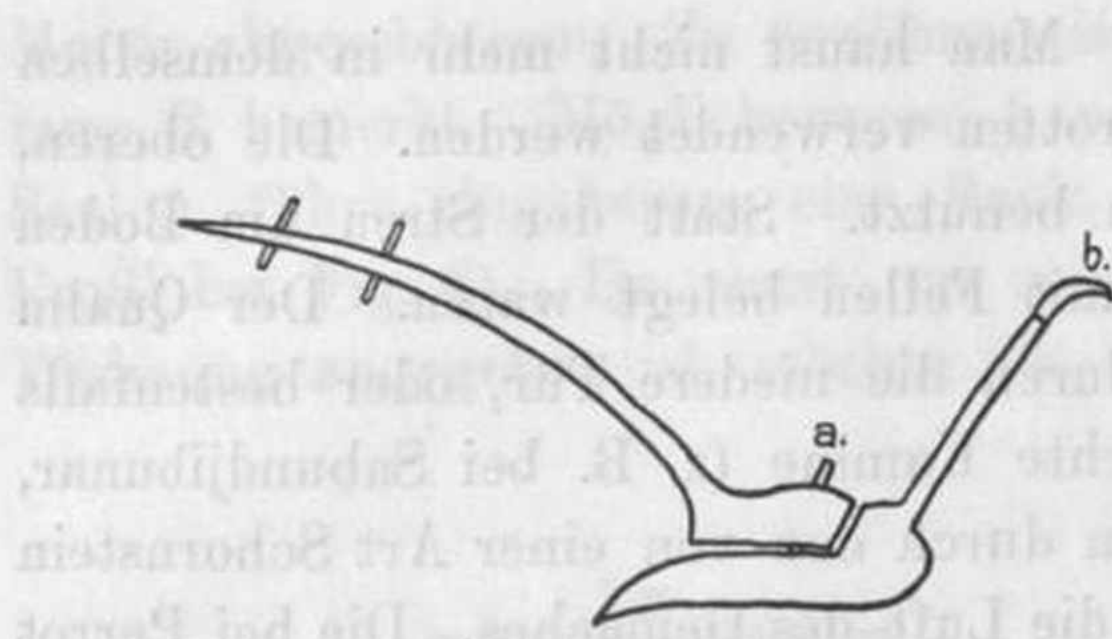


Fig. 10. Moderner Holzflug aus Funduk. Die Deichsel ist mit der Pflugschar durch den Pflock a drehbar verbunden. Den Handgriff b bildet ein Ziegenhorn.

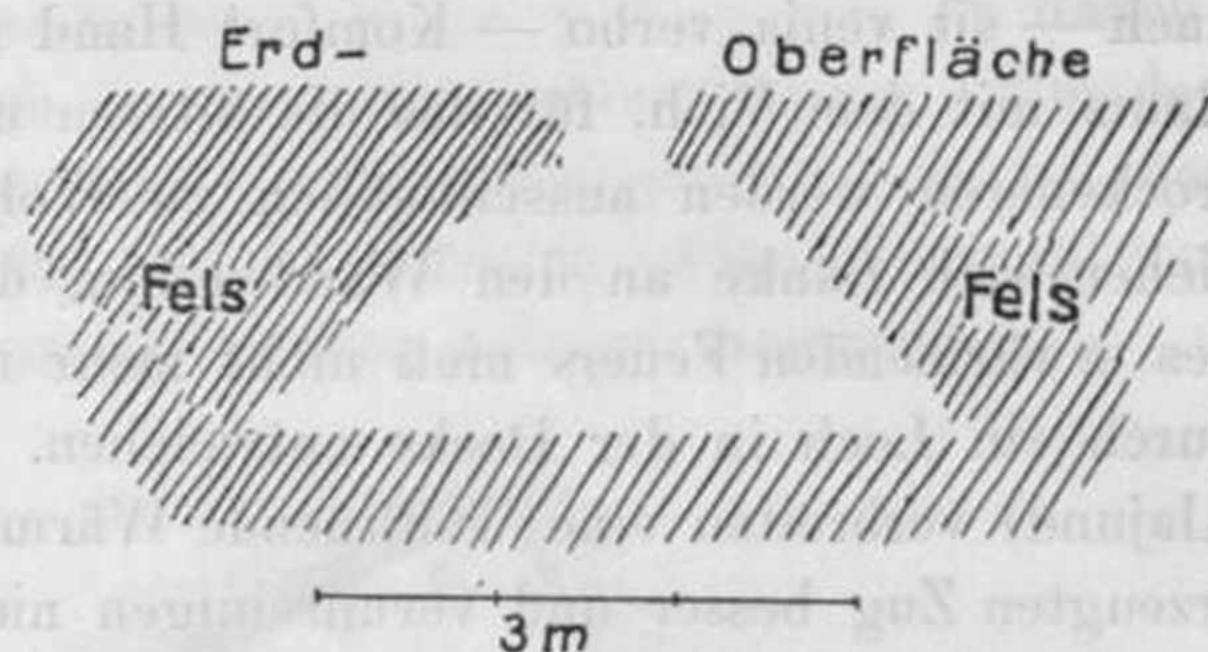


Fig. 11. Zisterne in den lebenden Fels gearbeitet.

Endlich sind noch in vielen Grotten vorkommende Zisternen zu erwähnen (Fig. 11). Ein Falz am oberen Rand beweist den Verschluss durch einen Deckel. Sowohl Wasser wie auch trockene Gegenstände, als Früchte und dergleichen, mögen darin aufbewahrt gewesen sein.

Im Achideretal befindet sich in der Nähe von Wohngrotten eine Zisterne von kegelförmiger Gestalt von beträchtlichen Dimensionen, wie es der Maßstab der Figur 11 zeigt. Die Falz deutet auf Verschießbarkeit hin. Sie mag als Wasserbehälter für die trockene Zeit gedient haben.

Der Boden der Grotten ist immer mit einer Erd- und Düngerschicht bedeckt, die davon herrührt, daß sie noch heute den Hirten mit ihren Herden zum Unterschlupf dienen. Die folgende Tabelle gibt im Mittel den Durchschnitt von mehreren Grottenböden, d. h. ihrer verschiedenen Schichten:

1—10 cm	frischer Dünger und Erde;
11—16 "	graue Asche;
17—18 "	Holzkohlenreste;
19—27 "	Erde;
28—44 "	Lehm;
45—55 "	Lehm mit Holzkohlen.
Lebender Felsen.	

Wir haben so durch die Entwicklung der Grotten vom einfachen Felsloch zum kompliziert angelegten Gehöft auch die Entwicklung der Bewohner vom Nomaden zum wohlsituierten Ackerbauer verfolgen können. Ich habe nur einige typische Beispiele angeführt. Unter den tausenden von Grotten, mit denen die Wände der Flußtäler übersät sind, lassen sich leicht so viele Übergangsstufen finden, daß man ohne Sprünge zum Ende der Kette gelangen kann.

Aufgabe des folgenden Abschnittes soll es sein, in kurzen Umrissen die Entwicklung der Grotte zur Kaleb zu zeigen. Als Schluß des Obigen möchte ich noch hinzufügen, daß eine Deutung der geschilderten Grotten als Gräber ausgeschlossen ist; Beweis sind z. B. die Krippen und Kamine. Zu dieser irrigen Auffassung konnte wohl nur der Umstand verleiten, daß in späterer byzantinischer Zeit manche Kammern als Gräber verwendet worden sind. Daher sind denn auch fast stets in derartigen Grotten Arkosolien und Kreuze.

Die Entstehung der Kalehs.

Waren es Fehden zwischen Stämmen die sich mit der fortschreitenden Kultur gebildet hatten, oder war es zum Schutz gegen die nachdrängenden Völkerwellen, jedenfalls finden wir, als die Entwicklung zu dem im vorigen Abschnitt geschilderten Punkt angelangt ist, den Einfluß eines feindlichen Elementes. Man begnügt sich nicht mehr mit den bequem zugänglichen Kammern zu ebener Erde, sondern man hat hoch oben im Felsen mühevoll neue gearbeitet. Eine frühere Entstehung derselben ist nicht anzunehmen, da sie in Form und Ausführung alle Merkmale der vollendeten, nicht der primitiven Grotte zeigen.

Ein gutes Beispiel hierfür findet sich bei Sabundjibunar. Dort sind einige Grotten hoch oben im Felsen ca. 10 m über der Talsohle. Sie sind nicht etwa Grabkammern, sondern sie enthalten Krippen, wie einige zu ebener Erde dort befindlichen Wohngrotten. Auch befindet sich bei ersteren eine glattgescheuerte Rinne um einen kleinen Felsvorsprung, in die wohl ein Seil zum Heraufwinden des Viehes gelegt wurde. Durch diese Vorrichtung und auch die Krippen sind diese Grotten als Zufluchtsort charakterisiert, denn man wird sich nicht die Mühe gemacht haben alltäglich das Vieh auf so unbequeme Weise zu installieren.

Ebenfalls für unruhige Zeiten berechnet, nur bequemer und komplizierter angelegt, ist die Felswohnung, deren Grundriß uns Fig. 12 gibt. Die Kammern A und B und G und E sind durch Treppen miteinander verbunden. Löcher und rechtwinklig gebogene Rinnen am Eingang, sowie an den Treppen a und b dienten zum Verschließen durch vorgelegte Balken in der Art, wie Reckstangen etwa befestigt werden. Das kleine Guckloch g ermöglichte die Kammern G und B zu beobachten. D war wohl Vorratskammer, W eine Zisterne. Der Raum E erhielt durch die beiden Fenster F, F Luft und Licht. Die Treppe γ führte zu keiner weiteren Kammer, man kann wohl annehmen, daß die Anlage hat weiter fortgeführt werden sollen, aus irgend einem Grund aber unvollendet geblieben ist.

Noch größeren Schutz gewähren die beiden Anlagen, die ich bei Ajasin und Arslankaja fand (cf. Fig. 13 und 14). Die kleinere untere Kammer A (Fig. 13) ist durch den sehr niedrigen Eingang a nur durch Kriechen zugänglich; an der Rückwand von A sind stufenartige Löcher St. angebracht, mittelst dieser gelangt man in den Gang b c d. Er ließ nur je eine Person passieren, die dann, wenn sie sich bei d aufrichtete, von den Verteidigern der Kammer B leicht überwältigt werden konnte.

Fig. 15 zeigt eine ähnliche Anlage, nur noch mit einer weiteren Kammer versehen. Derartige Schlupfwinkel, genügend verproviantiert, würden also nur durch Ausräuchern zur Übergabe zu zwingen gewesen sein. Aber auch davor hatte man sich geschützt, indem man die oberen Kammern mit Luftlöchern versah, die mit geschickter Benützung der Unregelmäßigkeiten der äußeren Felsoberfläche, so angelegt sind, daß man sie unten am Fels stehend nicht bemerkt.

In der Kammer B der Anlage von Ajasin sah ich größere Tierexkreme, etwa wie von einem größeren Hund. Der mich begleitende Bauer meinte, daß sie von Wölfen

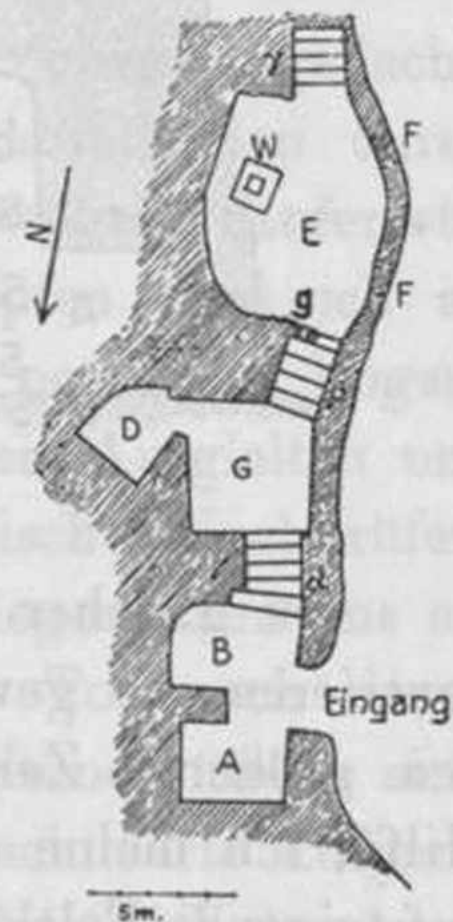


Fig. 12.
Grotte zwischen der
Tschukurdjakaleh
und Demirli.

herrührten. Da es unmöglich ist, daß ein Tier, wie ein Wolf den Gang b c d erklimmen kann, mußte noch ein Eingang vorhanden sein. Ich suchte und fand in einer Nebenkammer von B den Eingang zu einem halbverschütteten Gang, woraus man wohl entnehmen kann, daß derartige Anlagen auch geheime Notausgänge hatten.¹⁾

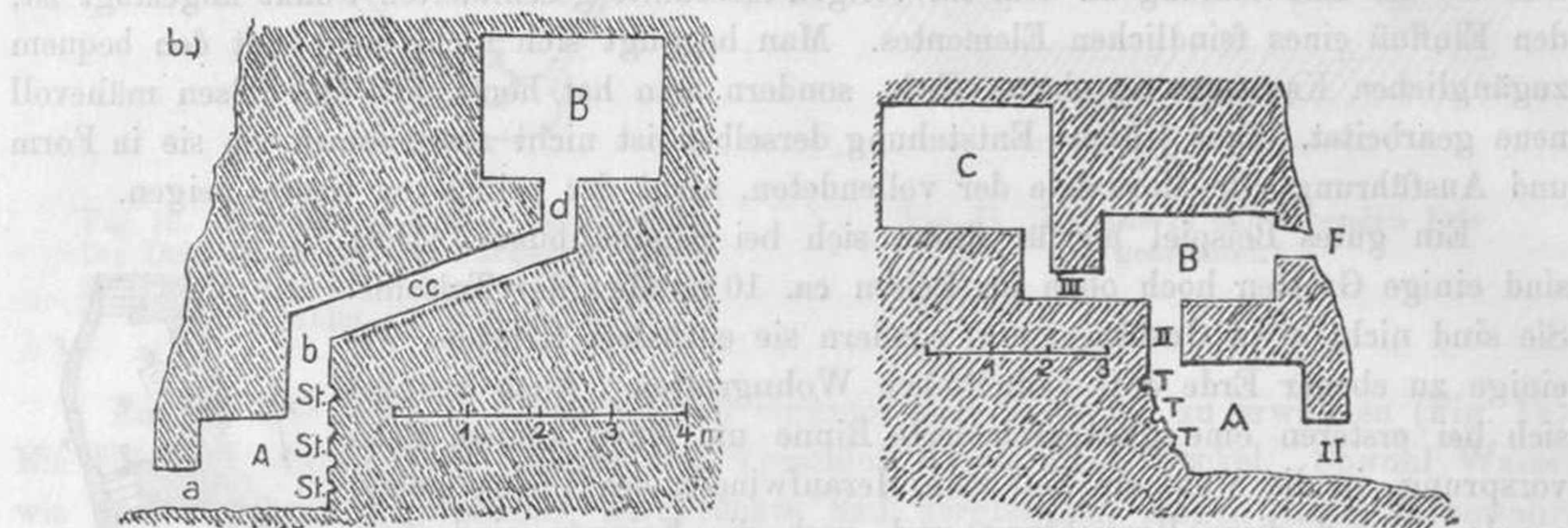


Fig. 13 und 14. Grotten zu Verteidigungszwecken.

Zu gleicher Zeit macht sich das Bestreben bemerkbar, solche Fluchtgrotten zu konzentrieren, sie gewissermaßen zu Felsendörfern zu vereinen. Das zeigt sich besonders bei den größeren Zentren, z. B. bei Japuldag. Ein sehr günstiger Umstand kam dem zu Hilfe; ich meine die merkwürdigen Felsformationen dieser Gegenden: steil aus der Ebene aufsteigende Felskegel, oben flach oder mit Rändern versehen, die vorzüglich dazu geeignet

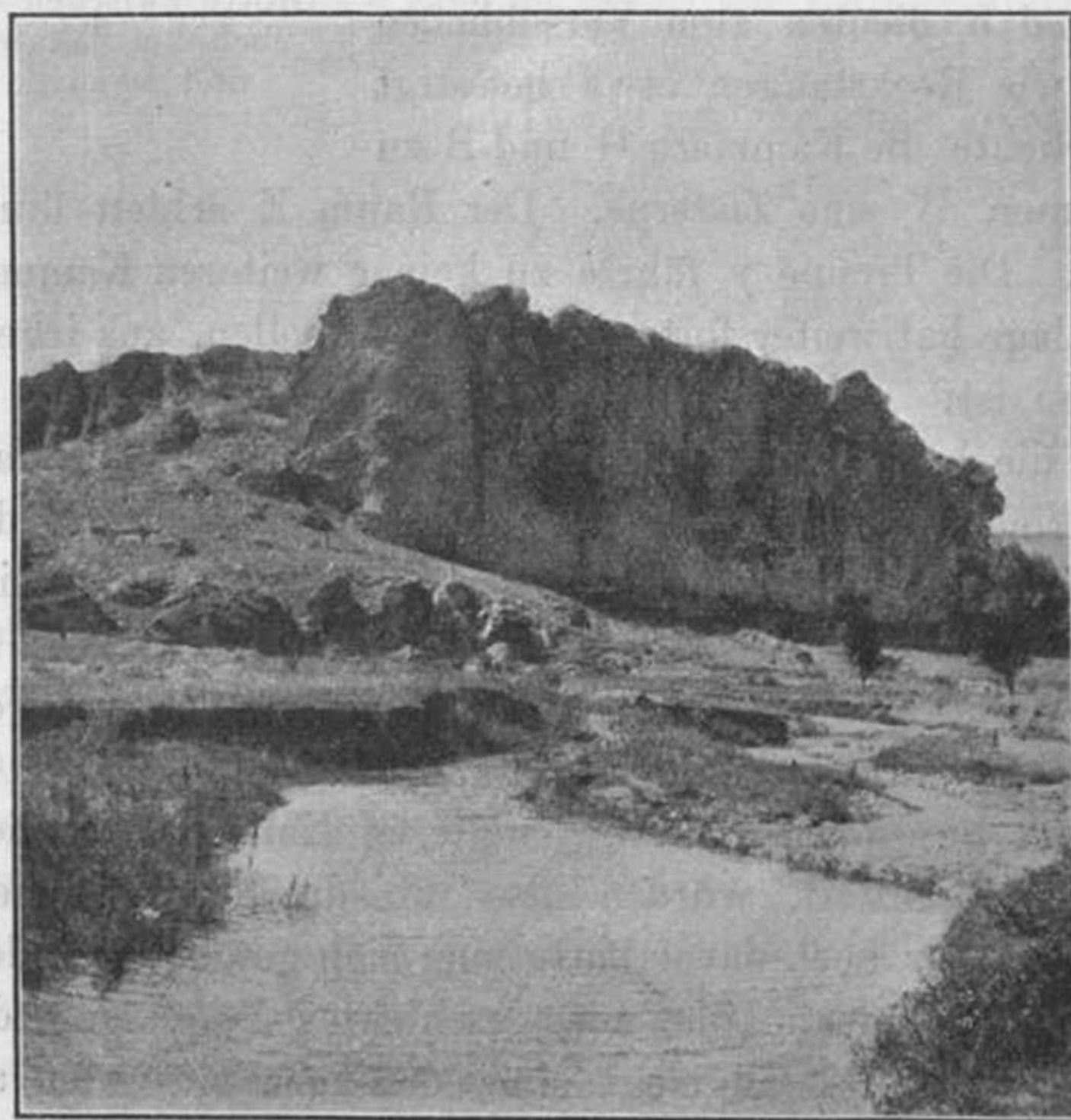


Fig. 15. Kaleh beim Dorf Funduk.

¹⁾ Die Zeichnungen 12—14 sind hinsichtlich der Winkel und Geraden schematisch, die Proportionen sind jedoch genau.

waren, in ihnen Kammern auszu-höhlen (Fig. 16, die Kammer d). Die Plattform in der Mitte bildete den Hof. So haben wir Kammern auf Kalehs mit zwei Eingängen (E E), einer sehr mühsam von der Steil-seite aus, der andere vom Innenhof aus zugänglich. Ferner kam es vor, daß man eine ältere Kammer mit g der Plattform verband und zwar durch Treppen, wie bei Fig. 13 etwa. Hieraus entwickelt sich ein charakteristisches Merkmal der Kaleh, die Treppe, die, wie wir noch weiter unten sehen werden, als Notausgang diente.

Das wären etwa die Übergänge von der einfachen befestigten Grotte zur Kaleh. Wir müssen das türkische Wort beibehalten, denn wir haben kein ganz sinnentsprechendes im

Deutschen. Es deckt sich mit dem uns aus dem Russischen geläufigeren Begriff Kreml oder Kremlin, d. h. einem auf einer Anhöhe liegenden befestigten Platz, der in unruhigen Zeiten der umwohnenden Bevölkerung als Zufluchtsort diente, wie auch bei uns die befestigten Kirchhöfe im Mittelalter. Wir müssen etwas näher auf die Kalehs eingehen, weil bisher nur eine beschrieben ist (Perrot, l. c., die Pischmischkaleh), es deren aber viele in Phrygien gibt, und sie zu den größten Kulturdenkmälern des Landes gehören.

Die Kaleh ist stets ein isoliert liegender Felsblock (cf. Fig. 16), oben abgeflacht. An den steilen Stellen ist sie durch sich selbst geschützt, an sanft abfallenden durch kyklopische Mauern, aus großen Steinblöcken; ferner durch Schanzen, Brustwehren, Stufen etc. in den lebenden Stein gemeißelt. Sogar derartig angefertigte Fußstapfen fand ich an einigen Stellen des Felsrandes. Sie hatten wohl den Zweck, den dort postierten Bogenschützen oder Schleuderern einen sicheren Halt zu geben und sie vor dem Ausgleiten und Sturz in die Tiefe zu bewahren. Ich kam zu diesem Schluß durch praktisches Nachprüfen.

Der Zugang ist gewöhnlich an der am wenigsten steilen Stelle gelegen, meistens so, daß er in eine der Spalten des Felsrandes mündet, welches natürliche Tor noch durch Balken in der bei Fig. 13 beschriebenen Weise zu verrammeln war. Ferner finden sich, wie schon erwähnt, stets Treppen bei den Kalehs, nicht wie der eben geschilderte Ausgang dem flüchtenden Volk dienend, sondern versteckt, zu Ausfällen oder als letzter Notausgang bei Fluchtversuchen.

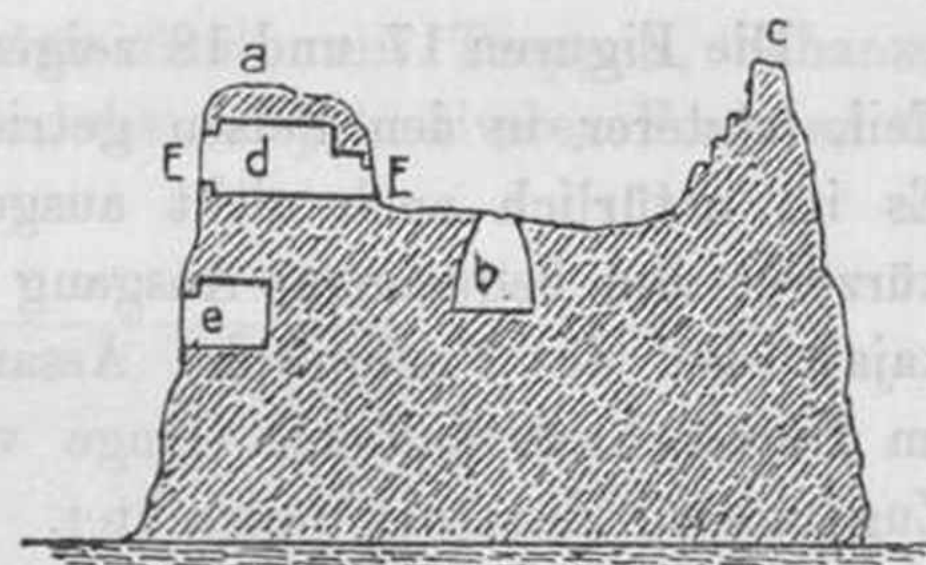


Fig. 16. Schematischer Durchschnitt durch eine Kaleh.

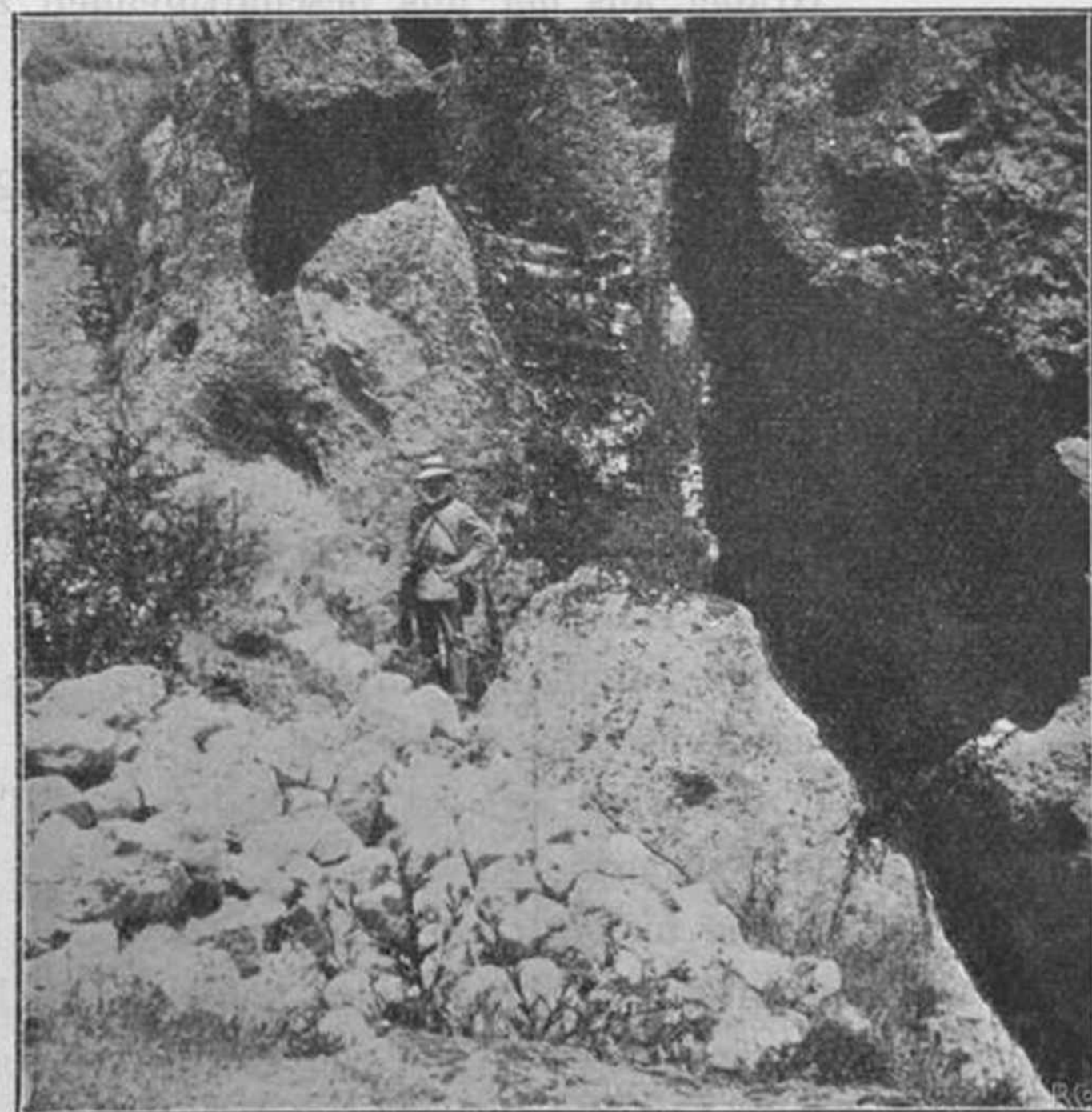
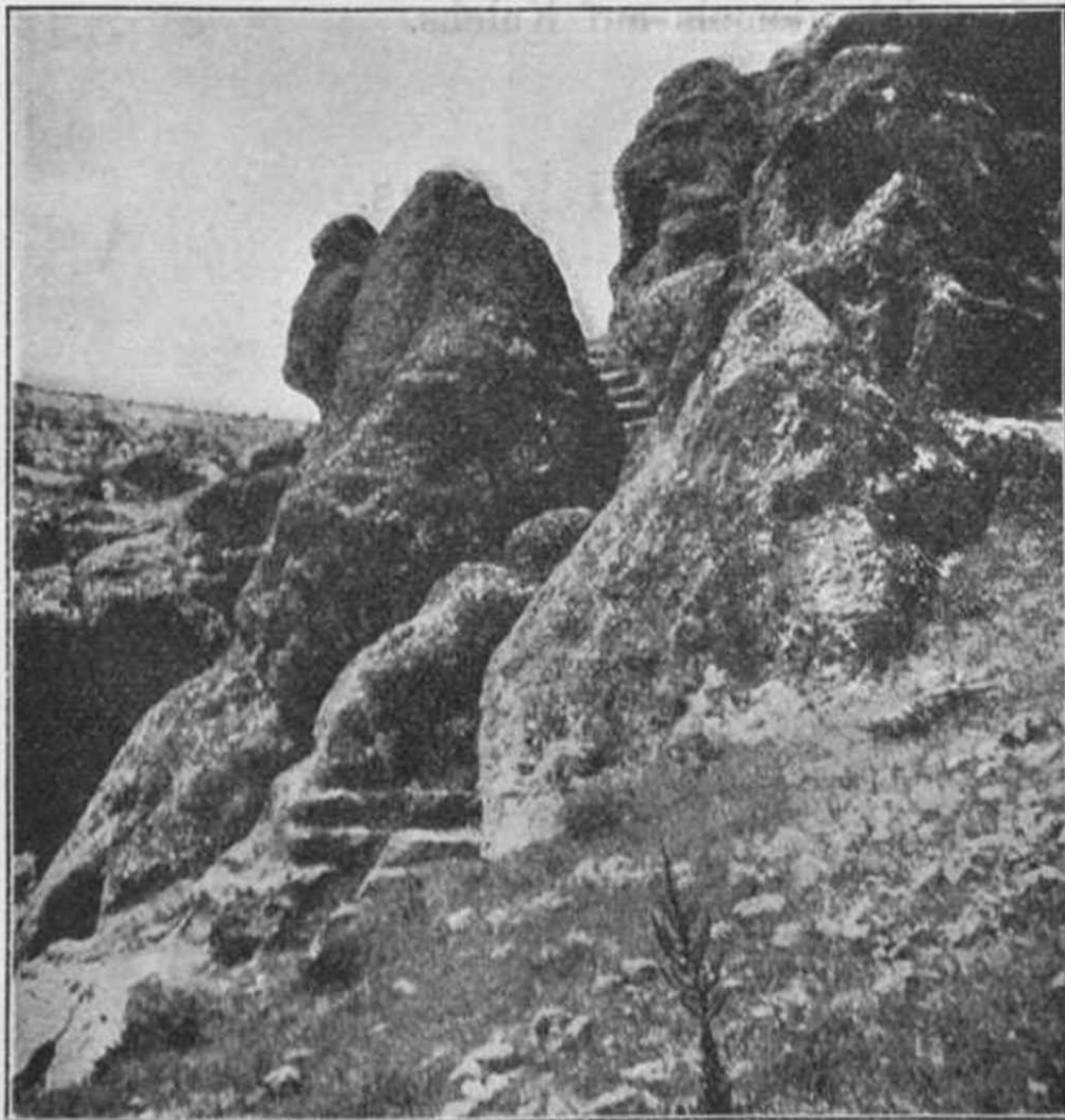


Fig. 17 und 18. Treppen bei der Funduk-Kaleh.

Die Figuren 17 und 18 zeigen einen solchen Ausgang in seinem oberen und unteren Teil, letzterer in den Felsen getrieben, durch Erdbeben zerstört und sichtbar geworden. Es ist natürlich auch nicht ausgeschlossen, daß diese Treppen in friedlichen Zeiten als kürzerer und bequemerer Ausgang benützt wurden (z. B. kleine Kaleh am See von Arslankaja). Bei der Pischmisch-, Assar- und Demirlikaleh gehen gewaltige, zum Teil 4 qm im Durchschnitt haltende Gänge von der Plattform in den Fels hinein, man hat sie als Zugänge zu Zisternen betrachtet. Ich kann mich dieser Meinung nicht anschließen; diese Treppen sind so breit, daß 4—5 Mann sie zugleich benutzen können. Wozu das, wozu diese ungeheure Arbeit, da, falls sie nur zu einem Brunnen führten, ein Viertel der Breite genügen würde. Wozu ferner auf der Plattform riesige Zisternen in der Art von Fig. 12, und doppelt und dreifach so groß in den Fels arbeiten, wenn man aus einem Brunnen stets frisches Wasser schöpfen kann? Wozu endlich, wenn es eine Brunnenanlage war, Treppen und kein senkrechter Schacht, wie bei der Akropolis von Kümbet? Wir haben es hier mit Ausfallgängen zu tun, deren unterer Teil leider durch herabgeworfene Steine etc. verschüttet ist. Speziell an diesen Gängen muß Jahre lang gearbeitet worden sein, diese Gesamtanlagen haben zu ihrer Ausführung einer politischen Einigung und zielbewußten, gemeinsamen Strebens bedurft. Möglich, daß auch einige von ihnen Zwingburgen von Fürsten waren, die von dort aus das herumwohnende Volk beherrschten. Aber nicht alle, denn einige liegen in zu großer Nähe beieinander. — Endlich sind noch Anlagen zum Auffangen des Regenwassers zu erwähnen, wie sie sich besonders an der Demirlikaleh finden. Es sind Rinnen, deren Durchschnitt bei Figur 25 deutlich zu sehen ist, dazu bestimmt, das die glatten Felswände herabrieselnde Regenwasser aufzufangen und in kleine Behälter zu leiten. In diesen trockenen Gegenden muß jeder Tropfen benutzt werden und so kann man denn oft ganze Systeme derartiger Rinnen beobachten.

Gräber aus der uns beschäftigenden Zeit finden sich niemals auf Kalehs.

Über Lage und Beziehungen von Grotten und Kalehs.

Bisher sind folgende Kalehs bekannt:

1. die Pischmischkaleh, die einzige bis jetzt beschriebene (bei Perrot, l. c.);
2. die Assarkaleh bei Meros, der ersten an Umfang und Wichtigkeit gleichkommend;
3. möglicherweise war die Akropolis von Kümbet in älterer Zeit auch Kaleh, wie man aus einigen Spuren schließen kann;
4. die Heirankaleh;
5. die Japuldagkaleh, nur klein, aber von strategischer Bedeutung; später als Kult- und Begräbnisstätte benutzt;
6. die weithin sichtbare Kaleh von Tschukurdja, auf welcher nur noch Mauerreste späterer Zeit erhalten sind;
7. die bisher noch nicht untersuchte Kaleh bei Demirli mit merkwürdiger Türform, Wasserauffangvorrichtungen, später als Kultstätte benutzt;
8. eine kleine Kaleh mit Gang etc. beim Bojük-Arslan-Tasch.

Dazu kommen, von mir festgestellt:

9. ein kleiner kalehartiger Fels am See neben dem Arslankaja bei Düver;

10. eine Kaleh, die ich beim Jürükendorf Funduk fand, mit Treppen, Schanzen (cf. Fig. 17, 18), in den Fels gemeißelten Fundamenten, die in primitivster Form an die des Palastes von Bogaskeuj erinnern (Fig. 19);

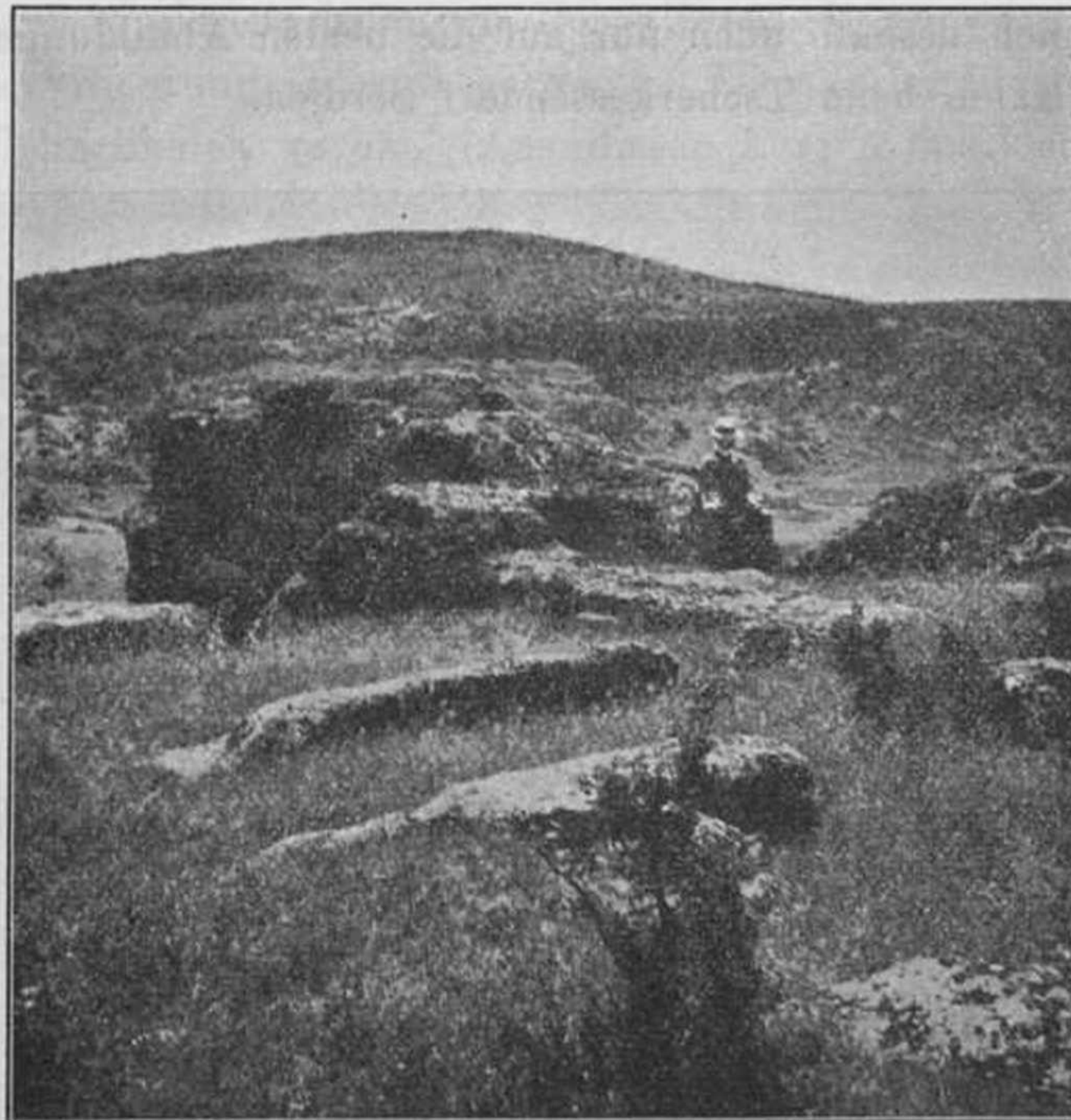


Fig. 19. Fundamente auf der Fundukkaleh.

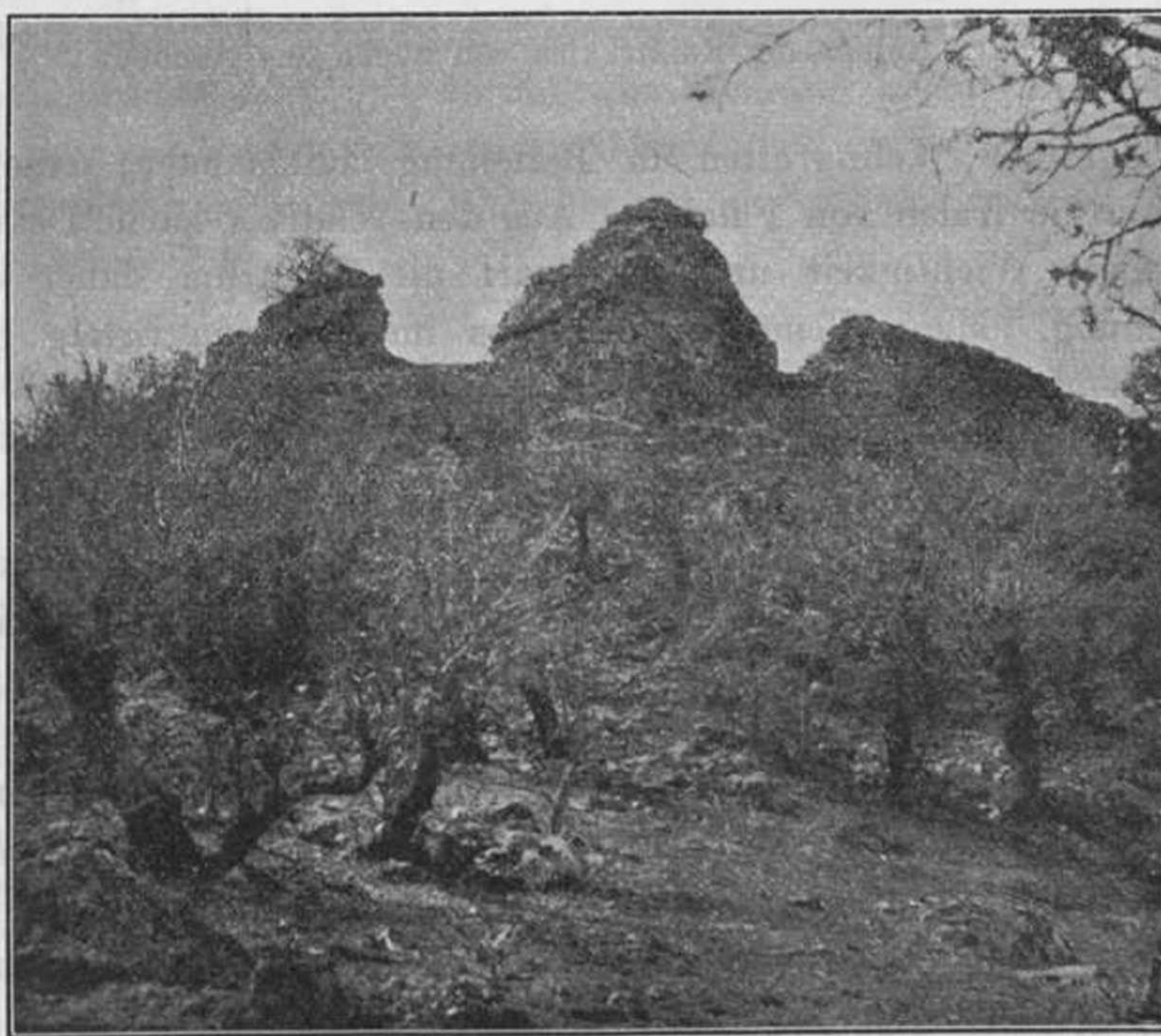


Fig. 20. Ruinen der Kaisarkaleh.

11. die Kaisarkaleh, ca. 3 Stunden östlich vom Dorf Sabundjbunar. Sie war auf der Karte mit einem Fragezeichen versehen und noch von niemand besucht. Ich tat dies zum ersten Male im Sommer 1902 und fand dort gewaltige Reste frühbyzantinischer Zeit. Es geht über den Rahmen dieser Arbeit hinaus, Funde der nachphrygischen Zeit zu beschreiben und ich beschränke mich deshalb auch nur auf die beiden Abbildungen (Fig. 20 und 21);

12. eine kleine Kaleh beim Tscherkessendorf Serdjoa.



Fig. 21. Ruinen der Kaisarkaleh von Süden aus gesehen.

Nun zur Lage der Wohngrotten in Beziehung aufeinander: besonders zahlreich häufen sie sich um die Kaleh von Funduk. Aus den relativ reichen Detailfunden schloß ich auf eine gewisse Wichtigkeit und unterwarf dies Zentrum daher einer möglichst genauen Untersuchung. Meine Bemühungen waren insofern von Erfolg gekrönt, als ich die Kaiser- und Fundukkaleh auffand, bei letzterer zugleich eine kleine Fassade, Kultstufen etc. Soviel über das Zentrum von Funduk.

Aus der Tatsache, daß stets eine größere Anzahl von Wohngrotten um eine Kaleh gelagert ist, können wir folgende Schlüsse ziehen: daß die Kalehs zum Schutze der Ansiedlungen dienten, denn nie kommen letztere ohne erstere vor; ferner, daß die Kalehs außer dem Schutz, den sie den Umwohnern gewährten, noch eine große strategische Bedeutung hatten, und die Geschichte des Landes sich hauptsächlich um sie abspielte; ferner, daß die Detailgeschichte Phrygiens ein großer Kampf war. Dieser Standpunkt muß auch bei der Kunstgeschichte berücksichtigt werden. Ein steter Kampf muß es gewesen sein, warum sonst überall, wo menschliche Wohnungen sind, stets auch befestigte Grotten auf unersteigbaren Klippen und Festungen auf Felsgipfeln?¹⁾ Ferner sperrt Funduk- und Kaisarkaleh

¹⁾ Körte ist der Meinung, daß die Bewohner des Landes ein friedliches Volk waren und führt als Beweis dafür an, daß die phrygischen Städte nur schwach befestigt waren. Ich kenne die nächste Um-

den Weg von Norden her nach dem Zentrum von Arslankaja bei Düver und Demirli. Auf der mangelhaften Karte von Diest ist das nicht recht zu sehen. In Wirklichkeit führt der Hauptweg nicht wie die Bahnlinie den Tschaisu entlang, sondern fällt ziemlich mit einer Geraden Sabundjbunar-Düver zusammen. Das Tal von Düver ist nun aber von der Ebene von Karahissar, in deren Anfängen Demirli etc. liegen, durch eine Barriere von wilden Felsen in der Richtung Ostwest getrennt. Die Verbindungswege führen an der Tschukurdja- und Demirlikaleh vorbei. Aus dieser kurzen Schilderung ergibt sich eine strategische Bedeutung der Kalehs von selbst. Ebenso haben Assarkaleh und die Akropolis von Kümbet das Tal des Kümbetsu, Pischmischkaleh das Falkental gesperrt, und hat diese noch der Midasstadt besonders zum Schutz gedient, die ich in Übereinstimmung mit Körte nicht für eine Festung, sondern für eine Kultstätte halte.

Es sind jetzt noch einige Grotten im Tal des Kirkasu zu besprechen. Ich erwähnte eben, daß ein Hauptweg von Norden her nach den Zentren der Fassaden geht. Er folgt natürlich einer Talmulde. Der nördliche Rand dieses Tales wird vom Türkmendag gebildet, der sich ununterbrochen bis zum Emirdag hinzieht und das Land als gewaltige Barriere von über 4000 Fuß Höhe in zwei Teile teilt (cf. die geographische Einleitung). Um nun aus den Tälern von Düver und Ajasin nach dem Flußsystem des Seidisu, in welchem Kümbet, Jasilikaja etc. liegen, zu gelangen, gibt es nur wenig Pässe zur Überschreitung der eben erwähnten Scheidewand. Der erste Weg geht von Ajasin über die Berge direkt nach Kümbet, die Paßhöhe aber liegt 1387 m über dem Meer, und ist sie deshalb bei dem rauhen anatolischen Klima oft schon im Oktober unpassierbar. Dasselbe gilt von dem sehr schlechten Übergang über den Karabojükdag auf dem Weg Düver-Kümbet. Ich habe diesen Weg zweimal gemacht, hauptsächlich wegen der interessanten Stätte von Serdje (cf. Fig. 1); er ist aber einer der mühsamsten und schlechtesten der Gegend, was viel sagen will. Der dritte Weg nun zwischen Düver und Kümbet liegt im Tal des Kirkasu, der bei Serdjoa beginnt und sich dann nach Nordwesten wendet; nach ca. zwei Stunden biegt es plötzlich nach Nordosten um und durchbricht in einem höchst romantischen Defilee den Bergrücken, um in die Ebene von Kirka zu münden. Kein Reisender vor mir hat diesen natürlichsten und relativ bequemsten Weg benützt, der allem Anschein nach schon in alter Zeit die Hauptverkehrsstraße war.

Wie Figur 22 es zum Teil zeigt, liegen in den schroff aufsteigenden Wänden der Schlucht Grotten. Zum Wohnen können sie nicht gedient haben, da die Gegend viel zu öde und unfruchtbar ist, und aus demselben Grunde auch nicht als Zufluchtsstätten. Ich glaube nicht fehl zu gehen, wenn ich diese Grotten, die zum Teil recht groß sind, für strategische Anlagen halte zur Verteidigung des Defilées. Diese Annahme wird noch bestärkt

gebung von Gordion nicht, man müßte dieselbe erst genau auf Kalehs hin absuchen. Falls in dem uns hier interessierenden Gebiet Städte vorhanden waren, hatten sie kaum eine besondere Befestigung nötig, da die Täler, die zu ihnen führten, durch Kalehs versperrt waren. Außerdem spricht gegen Körtes Annahme die allgemeine, aus der Geschichte des Landes herzuleitende Tatsache, daß sich eine Völkerwanderungswelle nach der andern darüber ergoß. Es ist nun wohl kaum anzunehmen, daß die jedesmal vorhandenen Einwohner sich das ruhig gefallen ließen, sie werden im Gegenteil ihr möglichstes getan haben, um die Eindringlinge, die sie von Haus und Hof vertreiben wollten, daran zu verhindern. Daraus ergibt sich, daß das Land und seine Bewohner kriegerisch sein mußten und nicht nur als harmlose Bauern in stetem Frieden dahinlebten.

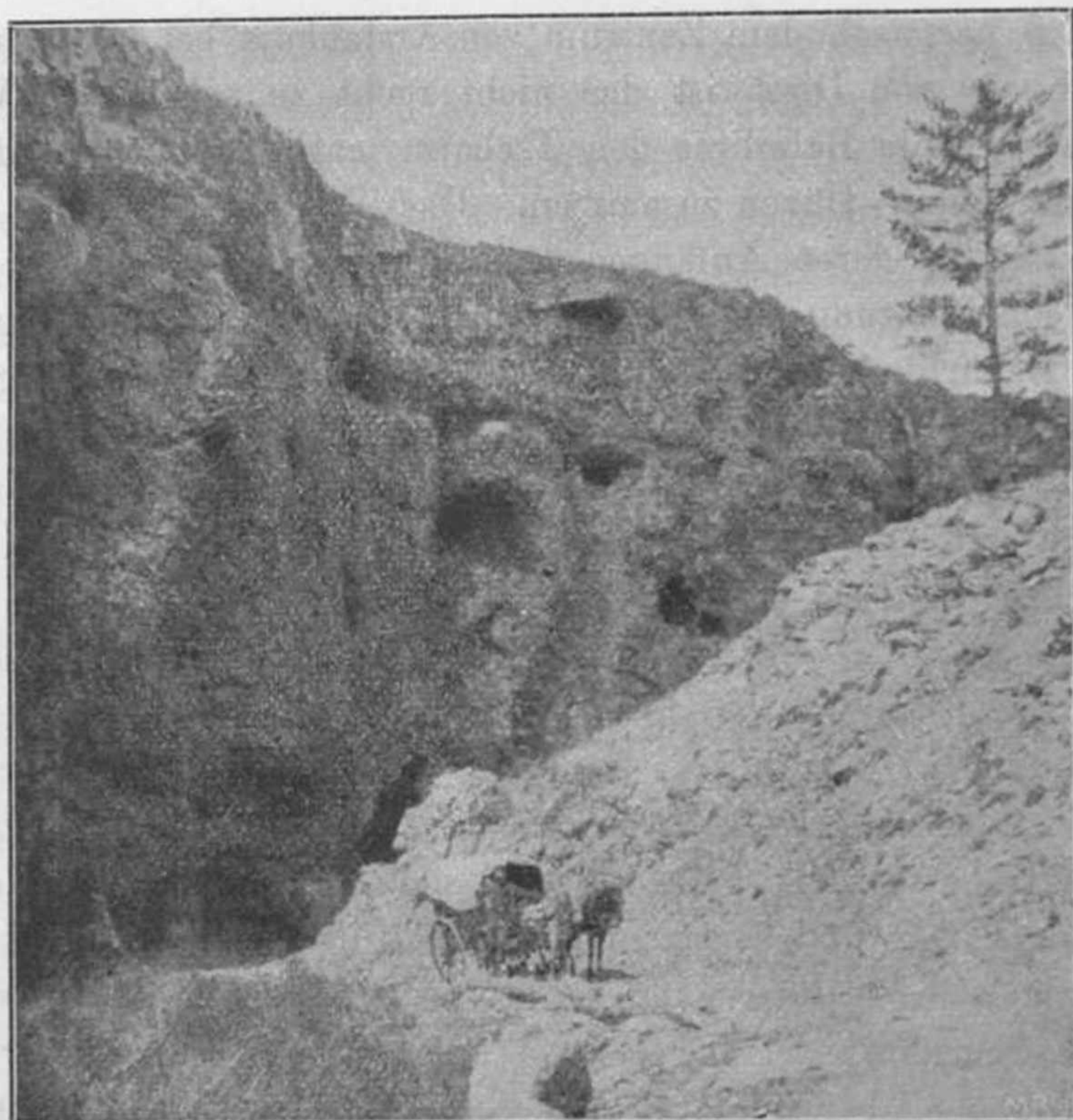


Fig. 22. Defilee zwischen Düver und Kümbet.

durch eine kleine, sehr verfallene Kaleh in einem kleinen Talkessel nördlich davon. Wer Herr dieser Anlagen war, konnte auch den Paß sperren, den Verkehr der „beiden Seiten“ unterbrechen, eine vor den Einfällen der anderen schützen. Deshalb mögen sich viele Kämpfe der damaligen Zeit gerade um diese Grotten gedreht haben.

Wie aus den Kalehs können wir auch aus dem Vorhandensein dieser Grenzbefestigungen schließen, daß hier machtvolle Stämme lebten in ewiger, gegenseitiger Fehde. Es ist mutmaßlich eine Zeit, die noch weit vor der Zentralisation der Herrschergewalt liegt, ehe große Fürsten regierten und uns als Andenken an ihre Macht die Fassaden hinterließen.

Ich bin hier etwas ausführlicher auf die Pässe etc. eingegangen, weil diese Teilung des phrygischen Zentrums in die „beiden Seiten“, wie wir es schon nannten, von Wichtigkeit, bisher aber unberücksichtigt geblieben ist.

Grotten und Holzbau.

Wir kommen jetzt zu einem anderen interessanten Gesichtspunkt der Entwicklung der Grotten, zum Übergang der Holzarchitektur. An vielen Wohngrotten — als Fundort kommt hauptsächlich die Umgebung von Funduk in Betracht — schon beginnend mit dem primitivsten, finden sich neben dem Haupteingang eine Anzahl von Löchern in der Wand (Fig. 23), ca. 2 m über dem Erdboden. Damit korrespondieren dann andere Löcher auf dem Erdboden (b), 3—4 m von der senkrechten Felswand entfernt. In das Loch a wurde dann ein Balken A eingesetzt, dessen freies Ende auf dem in das Loch b eingesetzten

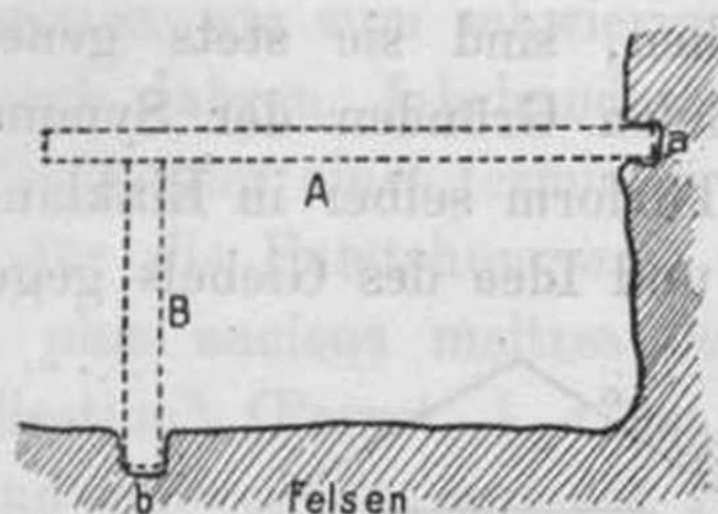


Fig. 23.

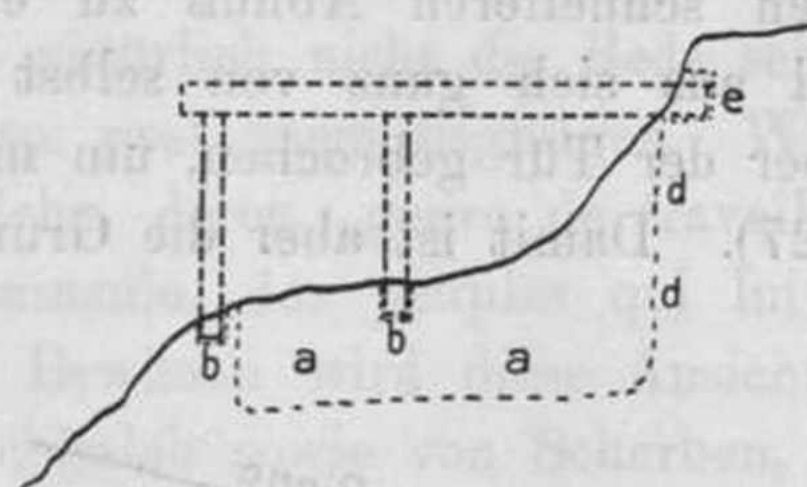


Fig. 24.

Balken B ruhte, der die Höhe von Loch a erreichte. Auf den, resp. die Balken A wurden dann wohl Querstangen gelegt, die ein Strohdach trugen. Trat der Fels nicht offen zutage, so rammte man die Balken B wohl einfach in die Erde. Dies ist die einzige mögliche Erklärung von Löchern wie a und b und wird bestätigt durch größere Anlagen auf der Demirlikaleh, wo sie regelrechte Etagen bilden, die dann wieder mit Grotten der Rückwand korrespondieren.

Das Vorbild dazu können ursprünglich sehr weit überhängende Felsen geliefert haben, und es mögen diese Vorbauten aus dem einfachen Bedürfnis entstanden sein, schnell Raum und Unterstand für einen anwachsenden Viehstand zu schaffen. Dies Verfahren war natürlich leichter, als die mühsame, langwierige Aushöhlung einer neuen Grotte.

Einen ferneren Beweis für die Deutung der Löcher liefert noch die Gegenwart, die man stets zum Vergleich heranziehen kann, wenn die Existenzbedingungen dieselben geblieben sind, wie wir es zum Beispiel bei dem Pflug auf S. 656 sahen. An verschiedenen Orten haben die Hirten nämlich diese Löcher wieder in der angegebenen Weise benutzt, um ihre Herden gegen Sonnenglut und Regen zu schützen.

Ein weiterer Fortschritt im Holzbau — allerdings noch ein Mittelding zwischen Grotte und Haus — ist es, wenn man in einem schräg abfallenden Felsen die Basis des Raumes aushöhlte (Fig. 24 a, a) und herum Löcher zur Aufnahme senkrechter Balken einmeißelte (b, b). An der Hinterwand d, d sind dann zugleich Löcher c, c für Horizontalbalken. Verwandt damit sind wohl auch die „Häuser“, die Perrot (l. c., p. 61) beschreibt; l. c. Fig. 31 sieht man auch deutlich die Löcher, die zum Tragen der Balken bestimmt waren.

War die Entwicklung erst soweit gekommen, so braucht sie nur noch einen Schritt zum freistehenden Holzdach. Nicht unwahrscheinlich ist die Annahme, daß man die schützende Hinter- und Seitenwand des Felsens zuerst durch Matten und Gewebe ersetzte, ehe man zu soliderem Material überging. Für leichtere Sommerbauten mag man sie auch beibehalten haben; dieser Punkt ist zum Verständnis der Mäandermuster von Wichtigkeit. Natürlich war bei diesen Bauten das Dach noch flach; es kann zum Trocknen von Heu und Stroh gedient haben, wie das noch heute bei den Kysylbasch, den mutmaßlichen Nachkommen der Urbewohner der Gegend, Sitte ist (Zeitschr. für Ethnologie, 1905, p. 194). In türkischen Dörfern fand ich diesen Brauch nie.

Endlich kommen wir zu dem interessantesten Punkt dieser Entwicklung, zu einigen Spuren, die möglicherweise die Entstehung und primitive Grundform der Giebel andeuten. Über Grotteneingängen befinden sich sehr oft Rinnen zur Ableitung des Regenwassers, das die Felswand hinabrinnt und leicht ins Innere dringen könnte (cf. Fig. 25).

Um einen schnelleren Abfluß zu ermöglichen, sind sie stets geneigt gearbeitet (Fig. 26), und aus sich ganz von selbst ergebenden Gründen der Symmetrie ist dann diese Linie über der Tür gebrochen, um mit der Türform selber in Einklang gebracht zu werden (Fig. 27). Damit ist aber die Grundform und Idee des Giebels gegeben.

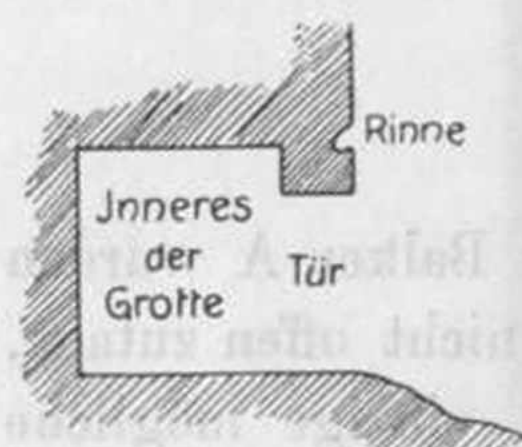


Fig. 25.

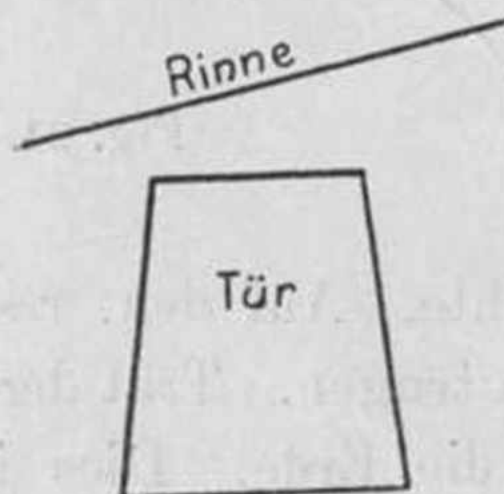


Fig. 26.

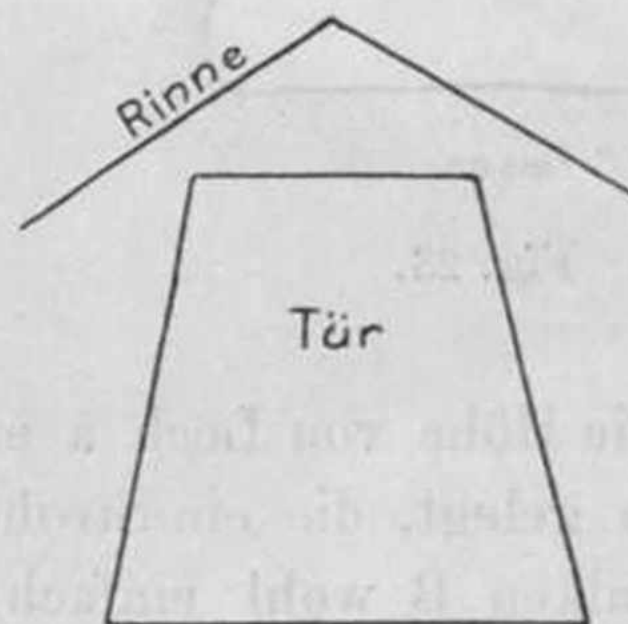


Fig. 27.

Fig. 28.
Grotteneingang
bei Funduk.

An einem Beispiel können wir das noch weiter verfolgen. Statt einem einfachen nach vorn gesenktem Vordach über der Tür hat man an die Balken Löcher der gebrochenen Linie angepaßt, weil man wohl das Praktische des seitlichen Abflusses eingesehen hatte, der vorn den Eingang frei ließ. Damit ist auch die gebrochene Linie der Dachform, mit einem Wort der Giebel geschaffen.¹⁾ Ich fand die in Fig. 28 wiedergegebene Form bei Funduk. Versuchen wir jetzt das Gesagte in schematischer Form zu rekapitulieren und dann die Entstehungszeit der Grotten festzulegen:

Holzbau.	Grotten.	Kalehs.
1. Periode	Primitive Grotten, einzeln, nur ganz roh bearbeitet.	
2. Periode Anfänge, einfache Schutzdächer.	Anlagen mit mehreren Räumen, nach Bedürfnis entstanden, regellos aneinander gereiht. Bänke, Pfeiler.	Einzelne Grotten, unzugänglich gelegen, bis Verbindung mehrerer durch Stufen und Gänge.
3. Periode Weitere Ausführung bis zum freistehenden Dach. Übergang zum Giebel.	Plan- und regelmäßig angelegte Felswohnungen mit Krippen, Kaminen etc., zuweilen 2 Stockwerke, das obere zusammen mit Holzbau.	Entwicklung der Kalehs zusammen mit Bildung von Fürstentümern (politischen Verbänden ??)
Weitere Fortschritte im Holzbau, bis zum Vorherrschen über die Grotten.	↓	Sie überdauern die Grotten der 3. Periode und werden zur Zeit des Holzbaues, da dieser zum Schutz ungenügend, weiter entwickelt.

¹⁾ Damit soll natürlich keineswegs behauptet werden, daß auf diese Weise in Phrygien die Giebelform überhaupt entstanden sei und davon in allen andern Ländern abzuleiten sei. Es ist dies nur ein interessantes Beispiel seiner Entstehung, die anderswo auf andere Weise — z. B. aus der reinen Holzarchitektur — ebensogut erfolgt sein kann.

Jetzt kommen wir zum schwierigsten Punkt, zur Zeitbestimmung. Von irgend einer Bestimmung nach Jahren, Jahrhunderten kann natürlich nicht die Rede sein, wir müssen uns mit der Festlegung eines terminus ante resp. post quem begnügen. Wir haben einen Anhaltspunkt für die Entstehungszeit der Kalehs, deren „genre de travail était dans les habitudes des plus anciens maitres de la péninsule, des peuples qui lui ont donné sa première civilisation“ (Perrot, l. c., p. 166). Bewiesen wird diese Ansicht Perrots noch durch den Fund einer Spitze auf der Pischmischkaleh sowie von Scherben, die mit denen der ältesten Schichten von Troia übereinstimmen etc., wovon unten näheres folgt. Wir haben also für die Grotten der ersten und zweiten Periode einen terminus ante quem, d. h. ihre Entstehung liegt weit vor der Blütezeit, dem Höhepunkt der „hettitischen“ Bevölkerung. Da nun weiter die Fassaden mit Mäandermuster nur Holzbauten vorstellen, so können wir weiter folgern, daß die phrygische Invasion bereits eine entwickelte Holzarchitektur vorfand, deren Entstehen wir ja besprochen haben. Wir haben also als Termin für den Abschluß der Grottenperiode einige Zeit vor der phrygischen Einwanderung.

Man könnte einwenden, daß diese Anfänge der Holzarchitektur, die wir beschrieben haben, von den phrygischen Einwanderern herrührten; dem widerspricht aber wohl die Tatsache, daß alle Fassaden mit Mäandermuster den Holzbau in schon fortgeschrittenster Vollendung und Stilisierung zeigen, ferner, daß die Konstruktion der erwähnten Vordächer so einfach und naheliegend ist, daß darauf wohl schon die Vorgänger der Phrygier gekommen sein werden. Ausgeschlossen ist dadurch natürlich nicht, daß die einwandernden Phrygier bereits in ihrer europäischen Heimat den Giebel kannten.

Die Fassaden mit Bildschmuck.

Wenn die eben geschilderten Grotten auch manche Aufschlüsse über Kultur und Leben der ehemaligen Bewohner des Landes geben, von Kunst zeigen und sagen sie uns nichts, da sie den nüchtern praktischen Zwecken der Existenz dienten. Das hauptsächlichste Material, das uns Aufschluß über die Kunst Phrygiens gibt, über ihre Stellung in der Kunstgeschichte und ihre Beziehungen zum Osten und Westen, sind die Reliefs an Felsen (Perrot hat dafür die Bezeichnung rupestre erfunden), über Grabtüren etc., die man kurzweg als phrygische Fassaden bezeichnet. Sie können zum Teil mit nichts anderem verglichen werden und sind deshalb das Charakteristikum der phrygischen Kunst. Eine Aufzählung der einzelnen Fassaden können wir hier fortlassen, da dies bei Körte in genauer Weise geschehen ist (Athen. Mitteil. 23, p. 142 ff.). Nur möchte ich erwähnen, daß es mir trotz mehrmaligen Suchens nicht gelungen ist, „Hammamkaja“ zu finden, und ich mir nach Ramsays Zeichnung kein Bild davon machen kann.¹⁾ Einige neue Funde werden im Text erwähnt werden.

Über die Zweck-, Zeit- und Stilfrage der Fassaden ist bis jetzt noch kein allgemein anerkanntes Urteil gefällt worden, sondern die Meinungen stehen sich schroff gegenüber. Ramsay, Perrot und Reber sind ziemlich derselben Ansicht. Reber als neuester Bearbeiter der Materie meint kurzgefaßt folgendes:

¹⁾ Von den Einwohnern von Aias-In wird die byzantinische Felsenkirche (cf. Reber, l. c., Fig. 20) so genannt.

1. auch die geometrischen Fassaden sind Gräber;
2. die bildlichen Fassaden (vor 800 cf. unter p. 95) sind älter als die anderen;
3. an den bildlichen Fassaden ist asiatischer, nicht griechischer Einfluß wahrnehmbar.

Demgegenüber behauptet Körte:

1. alle geometrischen Fassaden sind Kultstätten;
2. sie und die bildlichen Fassaden sind gleichzeitig, 630—546;
3. an beiden ist griechischer Einfluß nachweisbar.

Ich möchte gleich vorweg bemerken, daß ich auf Grund längeren theoretischen und praktischen Studiums der Fragen im großen Ganzen der Meinung Ramsay-Reber bin. Bestimmte Zeitangaben für die Entstehung anzusetzen, erscheint mir vorläufig noch verfrüht. Solange wir als einzig feststehendes Datum den Kimmerereinfall 696 oder 695 haben und noch keine Zeitbestimmung und abschließende Geschichte der phrygischen und der davon nicht zu trennenden hettitischen Kunst, müssen wir uns absoluter Zeitangaben enthalten und mit relativen begnügen. In welcher Reihenfolge die Monumente möglicherweise entstanden sind, den Stil etc. festzustellen, ist momentan das Höchste, was wir erreichen können, bis später einmal hettitische Kunst festgelegt ist und Ausgrabungen das letzte Wort gesprochen haben werden.

Beginnen wir mit den bildlichen Fassaden:

Stilistisch gehören dazu wegen der Ähnlichkeit der Löwen Bojük-Arslan-Tasch das zerbrochene Grab bei Dimirli und das Löwengrab von Jasilikaja. Daran schließt sich dann Arslankaja bei Düver.

Bojük-Arslan-Tasch.

Ich möchte trotz der vorzüglichen Abbildung Rebers (l. c., Tafel 1) noch die letzte Aufnahme vom Sommer 1904 bringen, da sie infolge günstiger Beleuchtung manche Details gut wiedergibt. Da diese Aufnahme von rechts her gemacht ist, ergänzt sie sich mit der von Reber, bei der die linke Seite mehr hervortritt. Aus der wohlerhaltenen Oberkante rechts, sowie aus den Zacken der Ecke links kann man auf eine ehemals würfelförmige Form des Grabes schließen. Durch herabströmenden Regen ist über dem Löwen links ein Stück fortgewaschen worden. Der Grund hierfür ist die höhere Lage des Plateaus hinter dem Block. Über ihn fließt ein großer Teil des aufs Plateau fallenden Regens ab. Das hat auch das Ende des Pfeilers, der die Löwen trennt, im Verein mit dem Riß der durch den ganzen Block geht, undeutlich gemacht. Trotzdem glaube ich nach mehrfacher Besichtigung gegen Körte und Reber einen spitzen Abschluß des Pfeilers mit spitzem Rand, wie beim Grab in Japuldag, d. h. einen Phallus zu erkennen (cf. Reber, l. c., p. 558). Er erinnert an die semitische Form (cf. Perrot, l. c. 4, p. 385). Schaut man von oben herab, so kann man erkennen, daß er mit dem baldachinartigen Balken links in keiner Verbindung steht. Rechts ist wegen des Spaltes ein Urteil nicht mehr möglich. Dieser „Baldachin“ ist, wie auch Körte p. 135 meint, wohl nur ein stehengebliebener Werkzoll. Man hat zuerst, wie an der Ecke oben rechts deutlich sichtbar ist, die Umrißform des Blockes bestimmt und ging dann gleich an die Ausführung des Reliefs. Aus irgendwelchen Gründen ist dann die Beseitigung des Werkzoll unterblieben. Körtes Annahme, daß der Phallus selbst ebenso zu erklären sei, kann ich schon aus dem Grunde nicht

beistimmen, weil ca. 80 cm über der Tür eine Gliederung angedeutet ist. Dazu kommt dann noch die besprochene Bildung der Spitze.

Die Türform (Fig. 30) ist der Deutlichkeit wegen in Strichzeichnung wiedergegeben worden. Ich glaube, entgegen den älteren Zeichnungen, am Grab selbst und auch auf der Photographie auf beiden Seiten Reste von vorspringenden Balken zu sehen, in denen sich die obere Türachse drehte.

Nach Erledigung des Beiwerks kommen wir zur Hauptsache, den Löwen. Nach Ramsay und Körte sind es Löwinnen, wohl im Hinblick auf Mykenä, ferner weil unten „Junge“ liegen und endlich weil keine Genitalien sichtbar sind. Körte bringt noch das Beispiel ionischer Löwinnen mit Mähne und Zitzen und schließt daher, daß die Löwen von Bojük-Arslan-Tasch auch weiblich und nach ionischen Vorbildern gemacht sind. Erledigen wir das zuerst: die Löwen des Bojük-Arslan-Tasch haben Mähnen und keine Zitzen. Allerdings fehlen die Genitalien. Das erklärt sich aber einfach so, daß beim männlichen Löwen diese soweit nach hinten liegen, daß sie besonders in aufgerichteter Stellung nicht sichtbar sind. Beweis dafür ist auch die in Details so realistische mesopotamische Kunst,¹⁾ die ausgesprochen männliche Löwen ohne Genitalien abbildet, während zum Beispiel Stiere auf demselben Relief dieselben deutlich zeigen. Betrachten wir jetzt die Jungen etwas näher. Junge sollen sie sein, weil kleiner als die über ihnen sich aufbäumenden Tiere, das ist wohl der Grund. Ich ließe ihn gelten, wenn wir sonst nirgends in der antiken

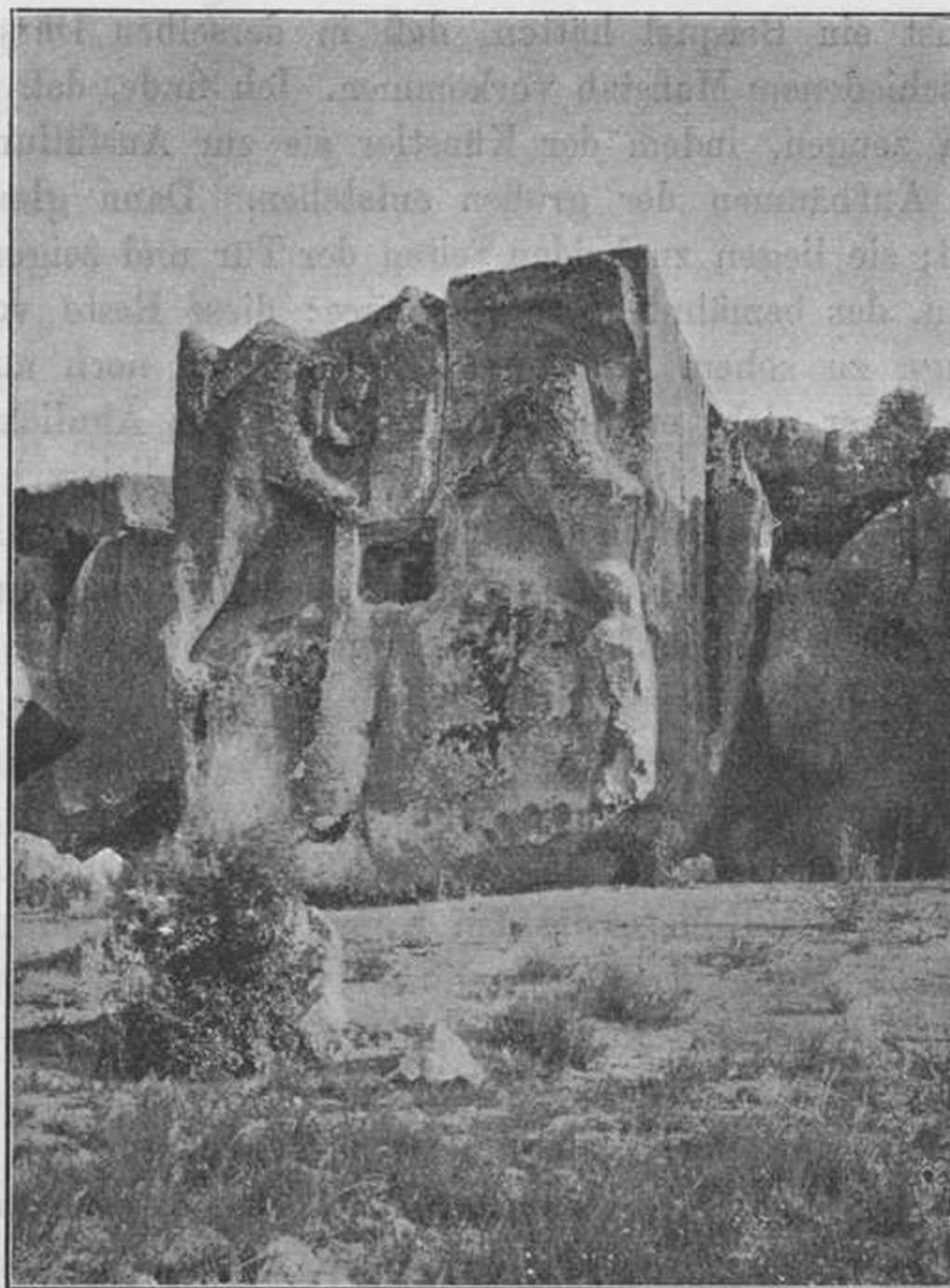


Fig. 29. Bojük-Arslan-Tasch.

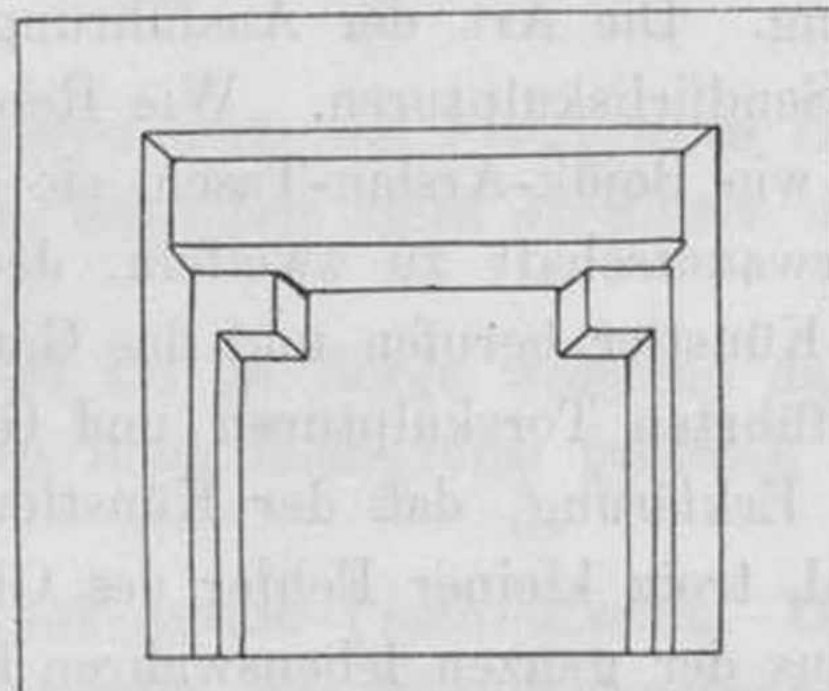


Fig. 30. Rekonstruktion der Tür des Bojük-Arslan-Tasch.

¹⁾ Cf. Maspero, l. c. 1, p. 558, 575, 582, 768. Perrot, l. c. 2, p. 543, 578, 681, T. 4, p. 731, T. 5, p. 544, 848.

Kunst ein Beispiel hätten, daß in derselben Darstellung Tiere und auch Menschen in verschiedenem Maßstab vorkommen. Ich finde, daß die kleinen Löwen von großem Formensinn zeugen, indem der Künstler sie zur Ausfüllung der Lücken benutzt hat, die durch das Aufbäumen der großen entstehen. Dann glaube ich, daß sie Wächter des Grabes sind; sie liegen zu beiden Seiten der Tür und zeigen, wie man es am Original besser sehen kann, das bemähnte Haupt en face; diese Reste von Mähnen sprechen dagegen in ihnen Junge zu sehen. Dann aber möchte ich noch auf zwei Umstände aufmerksam machen, die bisher nicht erwähnt worden sind: die Ähnlichkeit der kleinen Löwen mit denen der paphlagonischen Gräber, die Hirschfeld publiziert hat. Unzulängliches Abbildungsmaterial erlaubt mir leider nicht näher darauf einzugehen. Ferner die Ähnlichkeit mit dem Löwengrab von Jasilikaja, die noch besprochen werden wird. Da nun die paphlagonischen Löwen und der von dem Löwengrab von Jasilikaja offenbar Hüter des Grabes sind, können wir das auch für Bojük-Arslan-Tasch annehmen. Sie bedeuten eine Häufung apotropäischer Motive, wie das ja oft vorkommt. Denn auch die großen halte ich für apotropäisch. „Sie fahren nicht zwecklos aufeinander los“, wie Körte meint, sondern ihr Drohen gilt dem Störer des Grabes. Daß sie sich selber zu bedrohen scheinen, erklärt sich durch die Technik des Reliefs, die den Künstler zwang den ganzen Körper en profil zu bilden. In Mykenä konnte das durch stärkeres Relief und angesetzte Köpfe vermieden werden.

Mit der Erwähnung von Mykenä habe ich bereits den strittigsten Punkt der ganzen Frage berührt: gehen die Löwen auf asiatische oder griechische Vorbilder zurück, und welches sind ihre Beziehungen zum Löwentor von Mykenä? Das geschichtliche Material läßt uns über die etwaigen Beziehungen Phrygiens mit Mykenä im Stich. Wir können nur nach stilistischen und allgemeinen Gründen urteilen. Was erstere anbelangt, so haben wir für die Komposition der Gruppe mehrere Vorbilder in der asiatischen Kunst, zum Beispiel die beiden Löwen an der Fontaine des Senhascherib (Perrot, a. a. O. II, p. 640); auf dem bekannten Hadesrelief (Maspero 1. p. 690) sind die beiden Löwenjungen in derselben Stellung. Die Art der Ausführung des Reliefs mit runden Rändern ist dieselbe wie die der Sendjirliskulpturen. Wie Reber hervorhebt, sind diese freilich nicht auf derselben Stufe wie Bojük-Arslan-Tasch, sie sind roher gearbeitet. Das ist aber kein Grund an ihrer Verwandtschaft zu zweifeln, denn um ein Herrschergrab zu schaffen, hat man wohl andere Künstler berufen und das Ganze großartiger aufgefaßt als es bei handwerksmäßig ausgeführten Torskulpturen und Grabsteinen geschah. Manche Differenzen finden dadurch ihre Erklärung, daß der Künstler seine individuelle Eigenart walten ließ. Auch hatte er wohl, trotz kleiner Fehler des Ohres zum Beispiel, lebende Löwen gesehen, das ergibt sich aus der ganzen lebenswahren Haltung der Tiere. Und nun diese matten Tiere von Mykenä! Sie machen den Eindruck von dressierten Zirkuslöwen, die sich in geschulter Pose auf einen Untersatz stellen müssen. Die Säule des Tores von Mykenä ist wohl eine Giebelstütze; welch gezwungene Idee, zwei Löwen als Torwächter in künstlicher Pose in einen Giebel zu zwängen. Wie natürlich dagegen die Löwen von Bojük-Arslan-Tasch. Ich sagte vorhin, der Künstler, der Bojük-Arslan-Tasch schuf, hat lebende Löwen gesehen. Das kann auf Reisen in die Nachbarländer den Euphrat hinab gewesen sein oder auch an Ort und Stelle. Denn es ist nicht unmöglich, daß die Fürsten der Hettiter in Nachahmung ihrer großen Nachbarn sich auch ihren Paradeisos hielten. Für die Löwen von Mykenä können doch nur, wie Reber sagt, Kleinkunstobjekte als Modell gedient haben, in der Art

der berühmten Dolchklingen, keine lebenden Tiere. Man vergegenwärtige sich jetzt den mühevollen Weg, den das Modell zum Bojük-Arslan-Tasch nach Körte gemacht haben soll: durch Kleinkunstobjekte kommt das Löwenmotiv nach Mykenä; dort schafft man ein großes Tor danach, dies wiederum wird auf Vasen etc. abgebildet und nach Ionien importiert, um dort zum zweiten Male zum Vorbild für riesige Löwen zu dienen. Das Mühsame und Künstliche dieser Hypothese gegenüber der naheliegenden Annahme einer mesopotamischen resp. hettischen Beeinflussung liegt auf der Hand. Wenn ich nun nicht glaube, daß Bojük-Arslan-Tasch von Mykenä beeinflusst ist, so bin ich auch nicht vom Gegenteil überzeugt, daß Bojük-Arslan-Tasch dem Löwentor als Vorbild gedient hätte. Gegenübergestellte Tiere finden sich häufig in der alten Kunst (cf. Curtius, Berl. Akad. Abh. 1874, über Wappengebrauch). Die halb aufrechte Haltung ist in Mykenä durch das Postament, die Tür im Bojük-Arslan-Tasch bedingt.¹⁾

Löwen werden ja mit Vorliebe verwendet, so daß wir ohne Zwang folgern können, daß diese Ähnlichkeit wohl eine äußere und zufällige ist. Derselben Meinung ist Reber, der auch keinen direkten Zusammenhang annimmt.²⁾

Arslankaja.

An die Löwen des Bojük-Arslan-Tasch schließt sich Arslankaja bei Düver an. Man betrachtete Arslankaja bei Düver bisher stets als Zwischenglied der bildlichen und der Fassaden mit Mäandermuster. Auf Grund von mehreren Besuchen von Arslankaja bei Düver glaube ich annehmen zu können, daß Mäandermuster und bildliche Darstellungen nicht gleichzeitig sind, und zwar daß letztere die älteren sind. Wir müssen Arslankaja bei Düver daher zuerst in seinen Beziehungen zur Dimirli-Gruppe und dann als Fassade mit Mäandermuster betrachten. Meine Gründe für diese Scheidung sind folgende:

1. Wir kennen außer Arslankaja bei Düver keine andere Fassade, die beide Arten der Darstellung miteinander verbindet.

2. Die Fassaden mit Mäandermuster imitieren stets die Front eines Hauses. Dazu passen aber nicht Tierdarstellungen auf den Seiten, besonders nicht der Löwe, der restauriert die Fassade bei weitem überragen würde.

3. Hier ist, wie Körte sagt, die Göttermutter als im Berge wohnend dargestellt. Sie thront im Innern des Felsens und hat die Türen ihres Heiligtums geöffnet. Zum Felsen paßt aber nicht die Hausform.

4. Der große Löwe stimmt im Stil mit Bojük-Arslan-Tasch überein. Da nun Bojük-Arslan-Tasch nach Reber etc. vor 800 anzusetzen wäre, das Mäandermuster von Arslankaja

¹⁾ Es lassen sich verschiedene Beispiele für derartige, halbaufgerichtete Tiere anführen: Maspero 1, p. 541, 565, 577, 582; die Terrakottaplatten von Gordion; Perrot 2, p. 75, 681; die Kybele mit Löwen in Arslankaja bei Düver. Der künstlerische Grund hierfür ist naheliegend: durch diese Stellung entsteht ganz ungezwungen eine gut aufgebaute pyramidale Gruppe mit breiter Basis, nach oben sich verjüngend; die scharfe Ecke, die eine senkrechte Darstellung mit dem wagrechten Boden bilden würde, ist dadurch vermieden. Es ist dasselbe Prinzip, wie bei den liegenden aufgestützten Flußgöttern, Verwundeten und ähnlichen Darstellungen in Tempelgiebeln.

²⁾ Auch auf die spätere und späteste Kunst dieser Gegenden hat das Motiv Einfluß gehabt; cf. die Löwen in den Gräbern zu Kümbet (Reber, l. c., p. 590) und Ajasin (Perrot 5, p. 127).

aber erheblich später, weil seine Form, die eingezeichneten Quadrate, das Muster am Giebelbalken, die Seitenborten eine gewisse Dekadenz zeigen, können sie nicht zur selben Zeit entstanden sein.

5. Die Sphingen sind anderen Stiles als der Löwe.

6. Endlich ist bisher noch nicht beachtet worden, daß, wie ich bestimmt versichern kann, die Fassade unten nicht verwittert ist, sondern einfach nicht vollendet. Die recht ungenaue Perrotsche Zeichnung hat in dem Vorsprung rechts eine Art Strebepfeiler wiedergegeben. Das ist falsch, dieser Vorsprung ist natürlich. Das Mäandermuster hört rechts ca. 60 cm unter dem inneren Türsturz auf, links etwa 40 cm tiefer. Die Türpfosten sind noch etwas weiter ausgeführt, rechts etwas tiefer, oberflächlich ausgehauen, links überhaupt nicht.

Arslankaja bei Düver stellt ein unregelmäßig fünfseitiges Prisma dar. Auf der größten Seite ist das geöffnete Tor, und dahinter die Göttin zwischen den beiden Löwen. Die sich anschließenden Flächen zeigen einen großen Löwen rechts und die Reste eines mutmaßlichen Greifen links. Von den übrigen Seiten ist die sich an den Löwen anschließende roh, die andere von Natur glatt. In ihr befindet sich ein Loch. Körte glaubt, soviel aus den Resten erkennbar ist, daß die Göttin sitzt, Perrot nicht. Ich halte Körtes Ansicht nicht für ausgeschlossen, man könnte einige Spuren unten für einen kleinen Löwen halten, den die Göttin als Fußschemel benützt. Ich habe durch Abmessung¹⁾ der einzelnen Teile der Göttin irgendwelche Verhältnisse zu finden versucht, die eine Entscheidung der Frage ermöglichen würden, denn leider sind die unteren Partien sehr verwittert. Die beiden Löwen die die Göttin krönen (?), sind ähnlich in der Zeichnung wie die am Bojük-Arslan-Tasch, nur hat man sie der Türform angepaßt, d. h. der Form der Nische; dadurch sind sie in eine unnatürlich aufrechte Haltung gebracht, was der lebendigen Darstellung im Vergleich mit Bojük-Arslan-Tasch Eintrag tut. Die gleiche Platzbeschränkung hat auch den Künstler veranlaßt die Schwänze sich zwischen den Beinen ringeln zu lassen. Der Gegenstand über dem Haupt der Göttin ist kaum mehr erkennbar. Zu bemerken ist noch, daß an der Stelle der Scham der Göttin sich eine Aushöhlung vorfindet, wohl Spuren eines späteren Fanatismus. Reber hat bei seiner Türzeichnung die vier Ringe nicht angegeben sowie Reste eines Riegels. Figur 31 ergänzt das.

Am linken Türflügel sind die im epigraphischen Teil angegebenen Zeichen, am andern sehr verwittert KYBE... Die Schrift zeigt das späte ϵ . Vom großen Löwen geben die vorhandenen Abbildungen kein getreues Bild, und bringe ich deshalb die folgende Photographie (Fig. 32).

Die Ähnlichkeit des leider nur im unteren Teil erhaltenen Löwen mit denen des Bojük-Arslan-Tasch ist allseitig anerkannt. Die einzige Differenz ist auch hier die aufrechtere und deshalb weniger freie Haltung. Ferner die natürlichere Haltung des Schwanzes, der wegen Raumbeschränkung beim Bojük-Arslan-Tasch schlaff herabhängt. Am charak-

¹⁾ Bei der weit fortgeschrittenen Verwitterung und Zerstörung der Gruppe können die folgenden Maße natürlich keinen Anspruch auf absolute Genauigkeit machen.

Kopf 30 cm, Knie bis zum Ellbogen 60 cm, Knie-Spann 80 cm, Kinn-Knie 100 cm, Breite der Hüften 60 cm (?), Schulter-Ellbogen 40 cm, Oberschenkel breit 27 cm, Höhe des Schemellöwen (?) 45 cm, Spann-Schemellöwe 60 cm (?), Linke Schulter-Ellbogen 40 cm (?), Hals 15 cm (?).

teristisch ist die linke Tatze, mit leichtem Anflug von Stilisierung, mit Anklängen an hettitische Vorbilder. Man vergleiche damit die schlaffen Ballen der Löwen von Mykenä. In wagrechter Richtung rechts von der Schwanzwurzel befindet sich noch ein halbrunder Gegenstand. Ob es der Rest einer Skulptur ist, kann bei dem verwitterten Zustand nicht mehr entschieden werden.

Alle Deutungen des sogenannten „Greifen“ (Fig. 33 und 34) links neben der Hauptfront basieren in letzter Linie auf der Abbildung, die Perrot nach einer Zeichnung gibt, die natürlich nie so objektiv wie die Photographie ist. Bei aufmerksamer Betrachtung der 1904 gemachten Photographie wird man zugeben müssen, daß irgendwelche sicheren Indizien für einen Greifen nicht vorhanden sind. Der „Schnabel“ könnte ebensogut das Kinn eines Löwenmaules gewesen sein. Die Begrenzungslinie des Flügels ist zu sehr nach vorn geneigt, was bei Flügeln von Monstren der älteren Zeit nicht der Fall ist. Ich will damit nicht die Möglichkeit in Abrede stellen, daß wir es hier mit den Resten eines Greifen

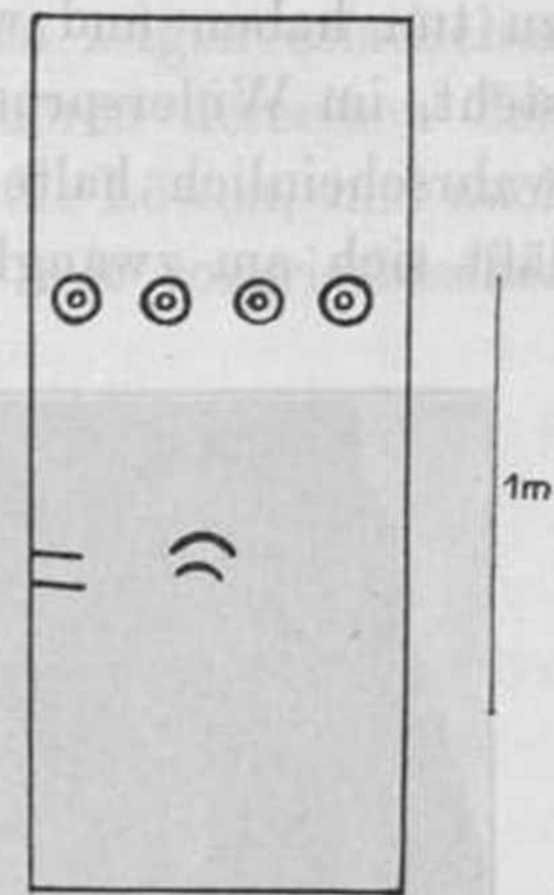


Fig. 31. Tür von Arslankaja bei Düver.

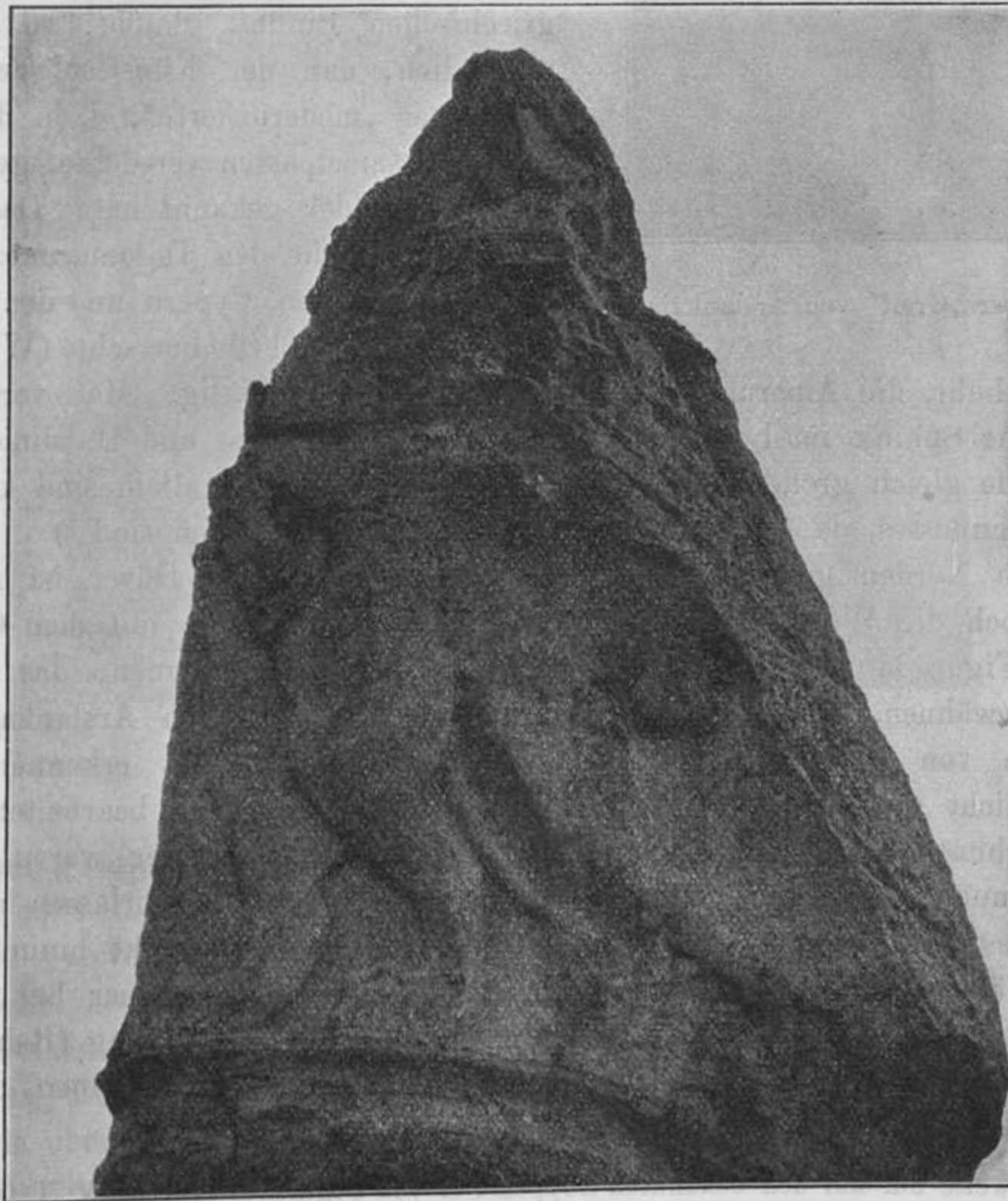


Fig. 32. Der große Löwe von Arslankaja.

zu tun haben und würde das auch nicht mit der Lokalkunst, die unter hettitischem Einfluß steht, im Widerspruch sein, denn in Sendjirli und Toprakkaleh kommen Greifen vor. Für wahrscheinlich halte ich es aber nicht. Der Rest des „Flügels“ in der Mitte des Tieres läßt sich am zwanglosesten als stehengebliebener Rest des Leibes erklären, wozu auch die

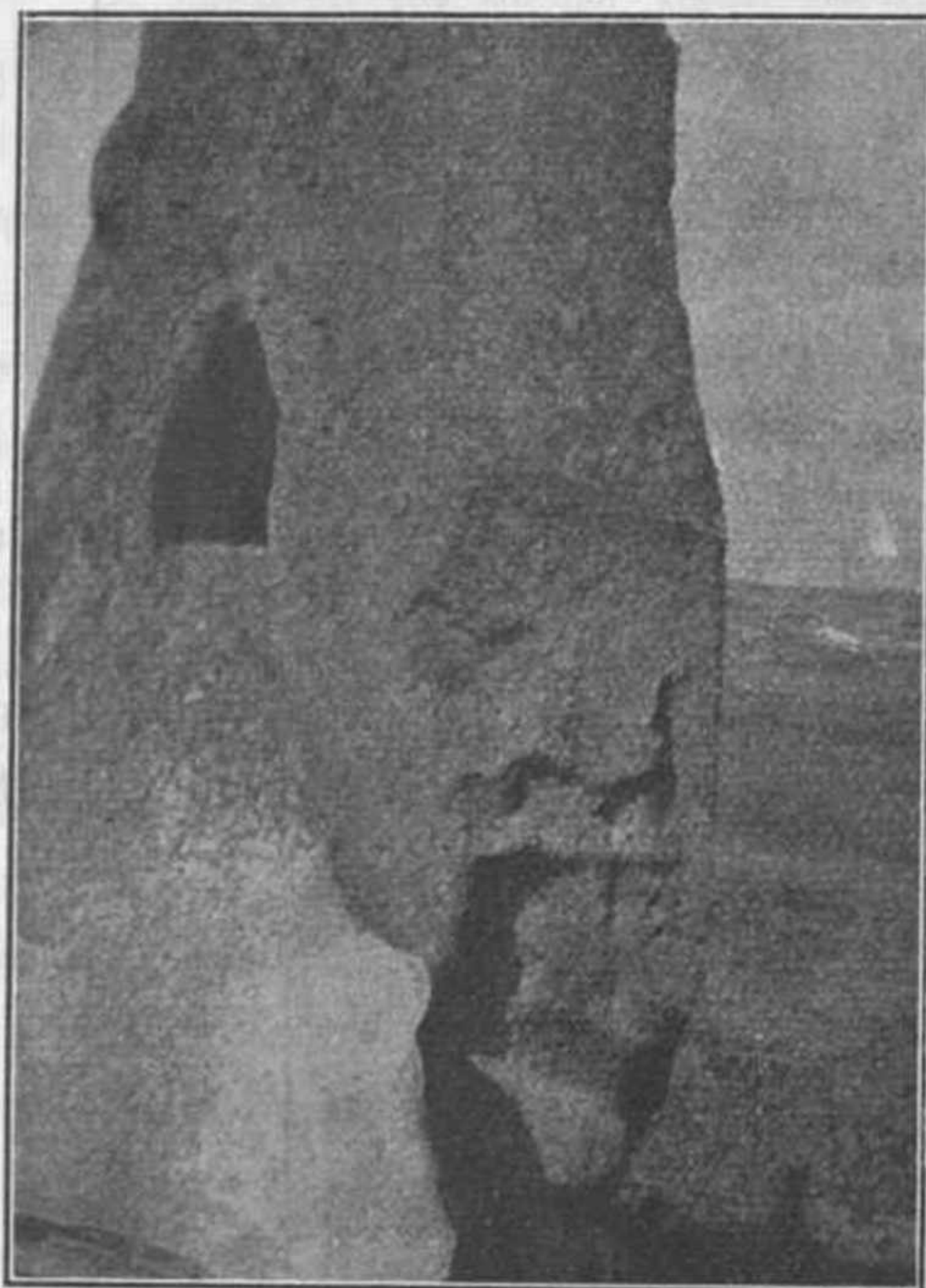


Fig. 33. Der „Greif“ von Arslankaja.

Niveauverhältnisse der Brust und des Bauches passen. Die einzigen Details, die wir mit Deutlichkeit erkennen können, sind die stämmigen, kräftig aufgesetzten Vorderbeine (siehe auch den Greifen in Sendjirli III, Tafel 38 a), die deshalb stilistisch auch nicht zu den beiden Sphingen im Giebel gehören, die in mehr fließenden Linien gezeichnet sind. Nach dem oben Erörterten über die Nichtzusammengehörigkeit von Figuren und Giebel gehören schon aus rein technischen Gründen die Sphingen der Zeit des Giebels an. Dieser nun stammt, wie sein Mäandermuster zeigt, aus einer späteren Zeit; wenn ich auch nicht an griechischen Einfluß glaube, so ist es nicht unmöglich, daß der Künstler, der Arslankaja bei Düver „modernisierte“, d. h. dem Mäandermusterstil anzupassen versuchte, gewisse cypriotische Vorbilder gekannt hat. Das ist bei den Beziehungen, die den Tellamarnabriefen zufolge zwischen Ägypten, Cypern und den Stämmen um Adana bereits um 1400 herrschte (Winkler, a. a. O., p. 23 und Niebuhr, die Amarna-Zeit, 1903, p. 18) nicht auffällig. Man vergleiche damit die cypriotische Sphinx im Louvre. Dieselbe Haltung, Brust- und Halslinie, Haartracht mit Locken, die gleich großen Ohren, die aufgebogenen Flügel allein sind kein Kriterium griechischen Einflusses, da sie in altorientalischer Kunst zu finden sind.¹⁾

Die nach Norden gekehrte Rückseite von Arslankaja bei Düver ist roh gelassen; wir müssen noch die Westseite, an die rechts die kleine Fläche mit dem Greifen stößt, besprechen. Figur 33 läßt links oben deutlich ein Loch erkennen, das weder Reber noch Körte erwähnen. Es ist zur Aufklärung des Zweckes von Arslankaja bei Düver möglicherweise von entscheidender Wichtigkeit. Figur 33 läßt erkennen, daß diese Aushöhlung nicht zufällig, sondern im Innern (links) sorgfältig bearbeitet ist. Leider war es mir ohne Leitern unmöglich, hinaufzugelangen. In Düver waren keine aufzutreiben. So muß es späteren, besser ausgerüsteten Reisenden überlassen sein, zu entscheiden, ob es eine bloße Nische ist, oder ob von ihr ein Schacht hinunterführt. An benachbarten ähnlichen Felsen kommen derartige Gräber vor, ferner bei Fundukkaleh. Es ist einfacher, hier nach einem Grab zu suchen als in der Umgebung (Reber). Um das Gesagte kurz zu resümieren: es muß vorläufig noch unentschieden bleiben, ob Arslankaja

¹⁾ Ich verweise nur auf den bekannten Doppeladler von Bogarkeuj (Perrot IV, Tafel bei Seite 624) und den Dämon in Ausgrabungen von Sendschirli 1902, III, Tafel 36.

bei Düver Grab- oder nur Kultstätte ist. Die figürlichen Darstellungen zeigen asiatischen Einfluß und große Übereinstimmung mit Bojük-Arslan-Tasch; sie gehören derselben Zeit an. Sphingen und Mäander sind aus späterer Zeit als die Göttin und die Löwen, und auch später als das Midasgrab. Die Sphingen haben gewisse Ähnlichkeit mit vorgriechischen (cf. auch die Sphingen von Sendschirli).



Fig. 34. Der „Greif“ von Arslankaja.

Unmittelbar an den Giebel von Arslankaja bei Düver schließt sich stilistisch eine Fassade, d. h. der Anfang einer solchen, neben der Tschukurdjakaleh, nördlich von Arslankaja bei Düver, ca. eine Stunde davon entfernt. Sie ist, soviel mir bekannt, bis jetzt noch nicht publiziert. Sehr verwittert zeigt sie (Fig. 35) dasselbe Motiv wie der Giebel von Arslankaja bei Düver, zwei Sphingen zu beiden Seiten einer Firststütze, nur fast um die Hälfte kleiner als ihr Vorbild. Der Dach- und Stützbalken ist kaum angedeutet; darüber ist eine Regenrinne, wie sie oben geschildert worden sind. Ich habe den isoliert stehenden Felsen von allen Seiten untersucht, aber nirgends die Spur eines Grabes oder Schachtes gefunden, was mit der Nichtvollendung der Anlage zusammenhängen kann.

Ich möchte diesen Abschnitt über Arslankaja bei Düver schließen mit einem Hinweis auf die künstlerische Auffassung des Schöpfers dieses Denkmals. Nicht nur, daß der Künstler es verstand, einen an und für sich schon pittoresken Felskegel zu einem Kunstwerk auszugestalten, er hat ihn absichtlich auch wegen seiner landschaftlichen Lage ausgewählt. Dem vom Bezirk von Bojük-Arslan-Tasch kommenden Wanderer (der Weg führt direkt auf Arslankaja bei Düver zu) mußte schon von weitem das, wie wohl anzunehmen ist, mit leuchtenden Farben bemalte Denkmal mit dem Naos der Göttin entgegenstrahlen, sich frei von der Talebene abhebend; ganz anders wie heute, wo wir nur noch einen verwitterten Überrest alter Pracht vor uns haben, der trotz allem Verfall doch noch von großartiger Wirkung ist. Über Arslankaja bei Düver selber sind die Akten ja noch nicht

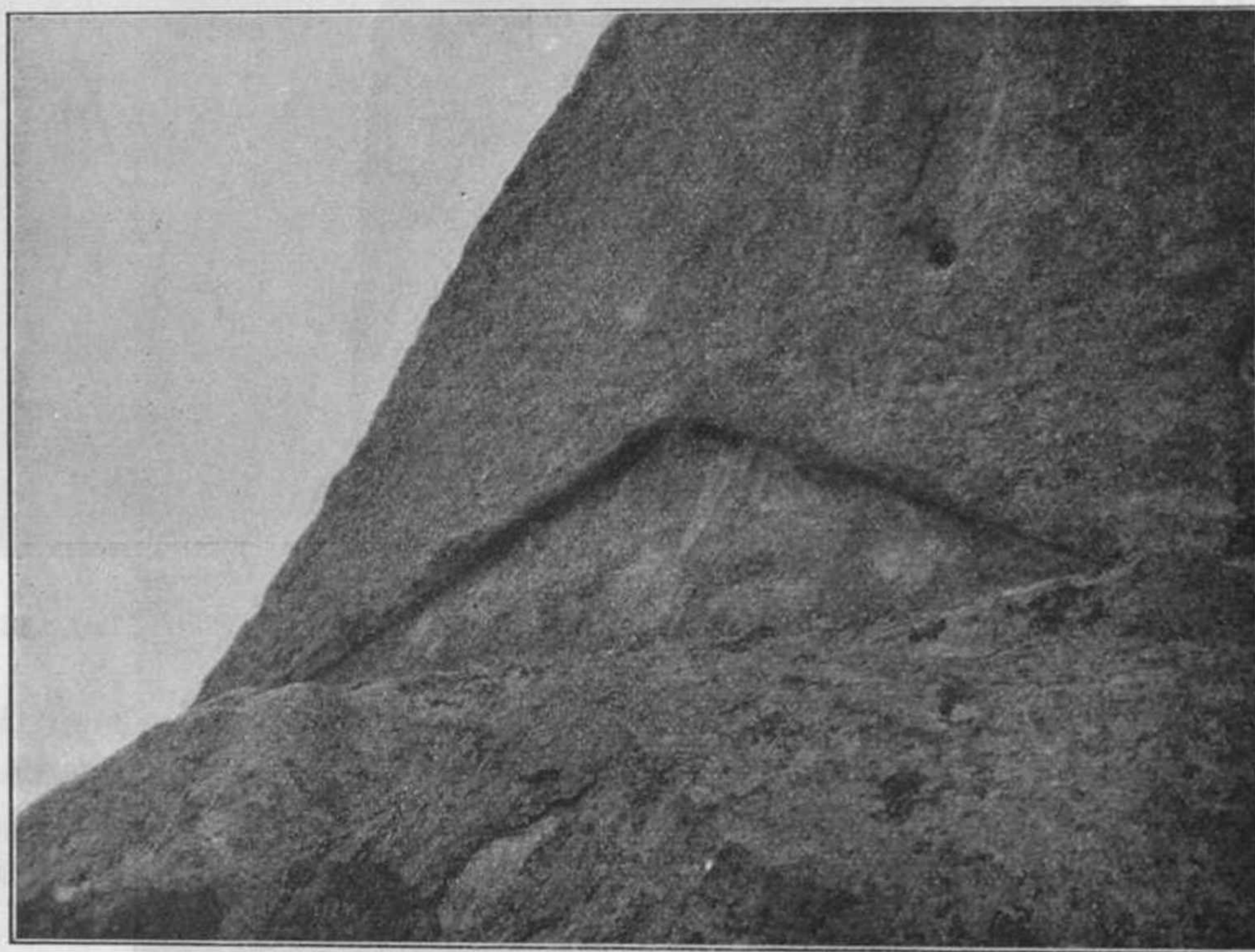


Fig. 35. Unvollendete Fassade in der Nähe der Tschukurdja-Kaleh und des Arslankaja.

geschlossen und werden es auch nicht sein, solange man sich noch nicht über Grab- und Opferschachtfrage geeinigt hat, sowie besonders beim Midasgrab und Maltasch der Spaten das letzte Wort gesprochen haben wird. Ich glaube kaum, daß in der nächsten Nähe von Arslankaja bei Düver etwas, was auf das Monument direkt Bezug hätte, gefunden werden könnte. Anders aber bei der weiteren Umgebung, auf die ich an dieser Stelle die Aufmerksamkeit lenken möchte: Um den kleinen See herum nördlich von Arslankaja bei Düver muß sich ein Zentralpunkt der Gegend befunden haben; das Wasser des Sees wurde durch Dämme aus gewaltigen Blöcken aufgespeichert, deren Reste noch deutlich zu sehen sind. Ringsherum befinden sich Spuren von Ansiedelungen aller Zeiten, älteste, rohe Grotten, Grottenanlagen, Arslankaja bei Düver etc. Ferner Arkosoliengräber, ein seldschukisches Türbe mit zahlreichen Resten byzantinischer Zeit. Das Ganze wird beherrscht von der

Tschukurdjakaleh. Es ist anzunehmen, daß die Ablagerungen am Fuß der Kaleh (dort finden sich zum Beispiel viel Scherben aller Zeiten) und des Türbe ein ergiebiges Feld für Grabungen sein würde, und daß sich auf der Stätte eines derartigen Kulturzentrums noch vielleicht manches finden ließe, was gerade für die ältere Geschichte von großem Wert wäre.

Das Löwengrab zu Jasilikaja.

An Bojük-Arslan-Tasch und Arslankaja bei Düver schließt sich das Löwengrab von Jasilikaja. Weder Reber noch Körte erwähnen es, nur bei Ramsay findet sich eine Abbildung, die so ungenau ist, daß man sie nicht benutzen kann. Bei Ramsay steht ein Häuschen in der Ebene mit Bildern geschmückt. Ich hatte 1902 zum ersten Male das Grab

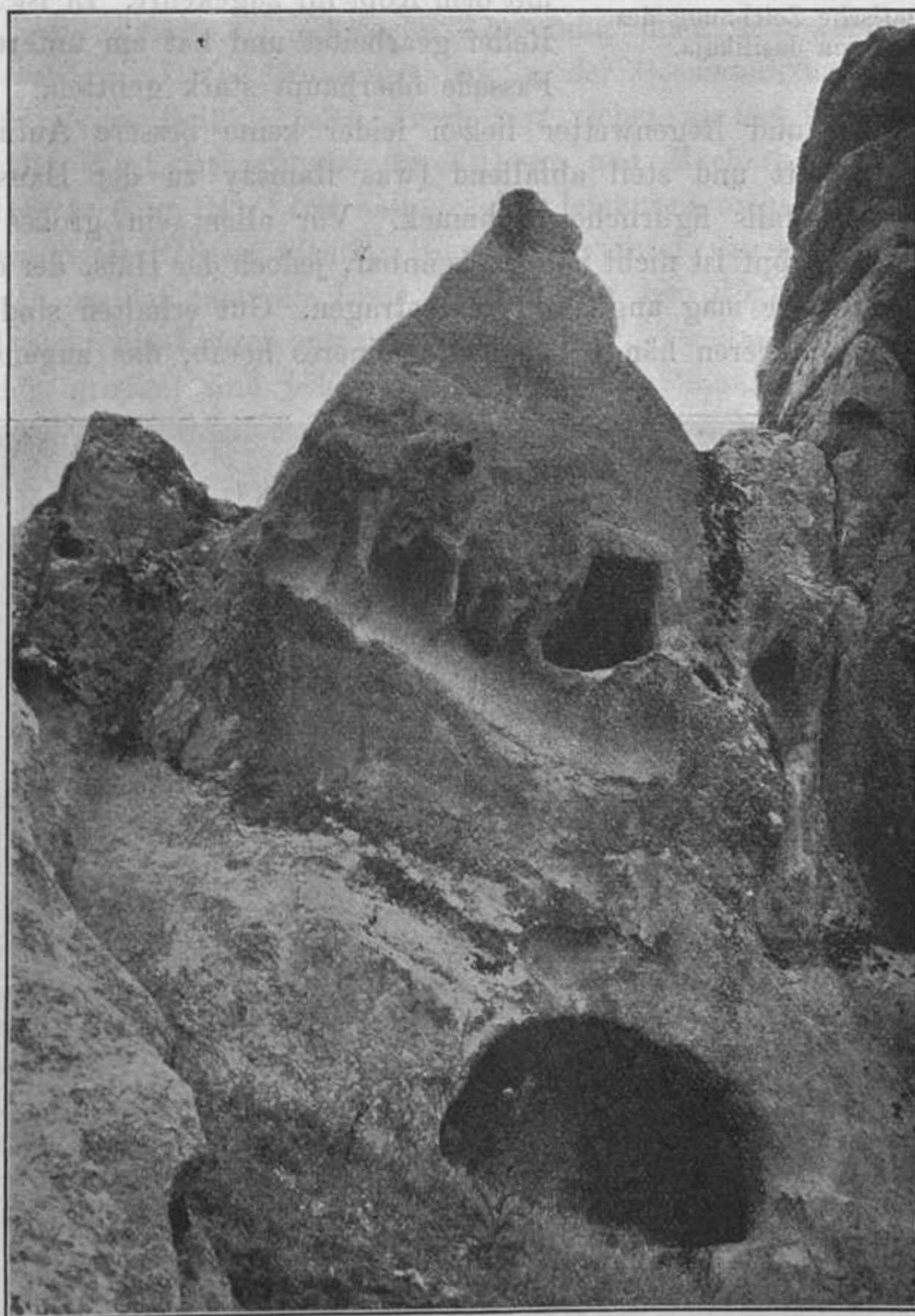


Fig. 36. Das Löwengrab von Jasilikaja.

gesehen und auch in demselben Jahre in einem Vortrag im Wiener Eranos darüber berichtet. Trotzdem habe ich noch 1903 nach Ramsays „Haus“ gesucht und bin erst durch genaue Vergleichen mit dem Situationsplan dahinter gekommen, was Ramsay meinte. Ein Blick auf die Photographie (Fig. 36) zeigt das. Am Südabhang der Midasstadt ist ein pyramidenförmiger Fels (cf. auch Fig. 37); diese Form ist wohl natürlichen Ursprungs.

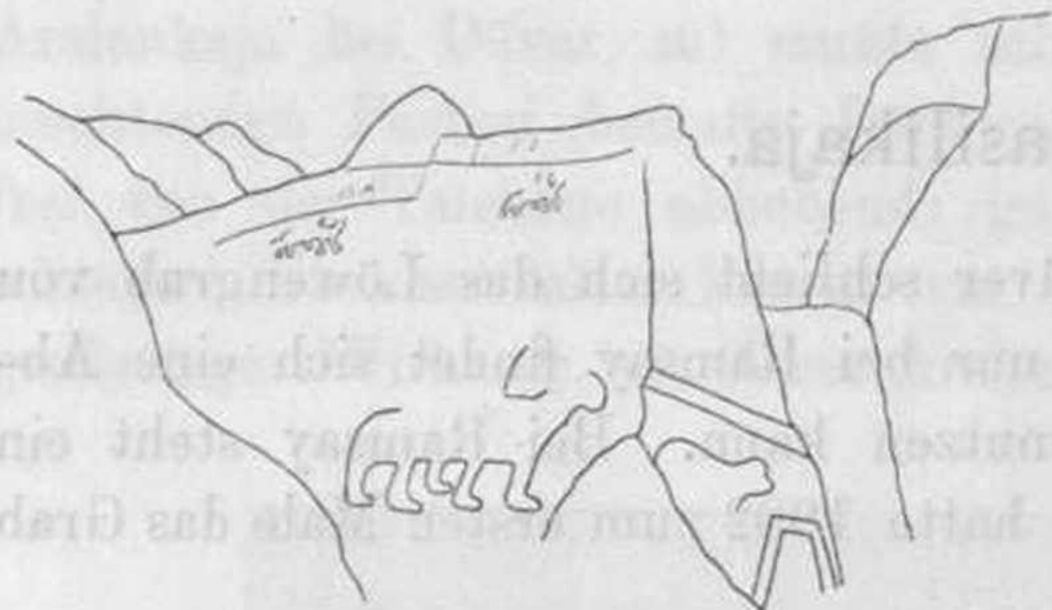


Fig. 37. Schematische Zeichnung des Löwengrabes von Jasilikaja.

Doch weisen die Kanten Bearbeitung auf, und ebenso sind Spuren künstlicher Nachhilfe an einer Horizontalkante der Vorderseite bemerkbar. An der Front ist rechts unten eine Tür mit einfach gearbeiteter Umrahmung, unten breiter als oben. Zur Linken der Tür sind die Reste eines Löwen sichtbar, mit dem Kopf ihr zugekehrt. Er ist in sehr starkem Relief gearbeitet und hat am unteren Teil wie die Fassade überhaupt stark gelitten.

Dieser Umstand und Regenwetter ließen leider keine bessere Aufnahme zu. Die Westseite, ziemlich glatt und steil abfallend (was Ramsay zu der Hausform veranlaßt haben mag) trägt ebenfalls figürlichen Schmuck. Vor allem ein großes Quadruped (cf. Fig. 38, Löwe?). Der Kopf ist nicht mehr erkennbar, jedoch der Hals, der der Südwestecke zugewandt ist. Die Länge mag ungefähr 3 m betragen. Gut erhalten sind die vier Beine; zwischen den beiden mittleren hängt noch ein kleineres herab, das augenscheinlich einer

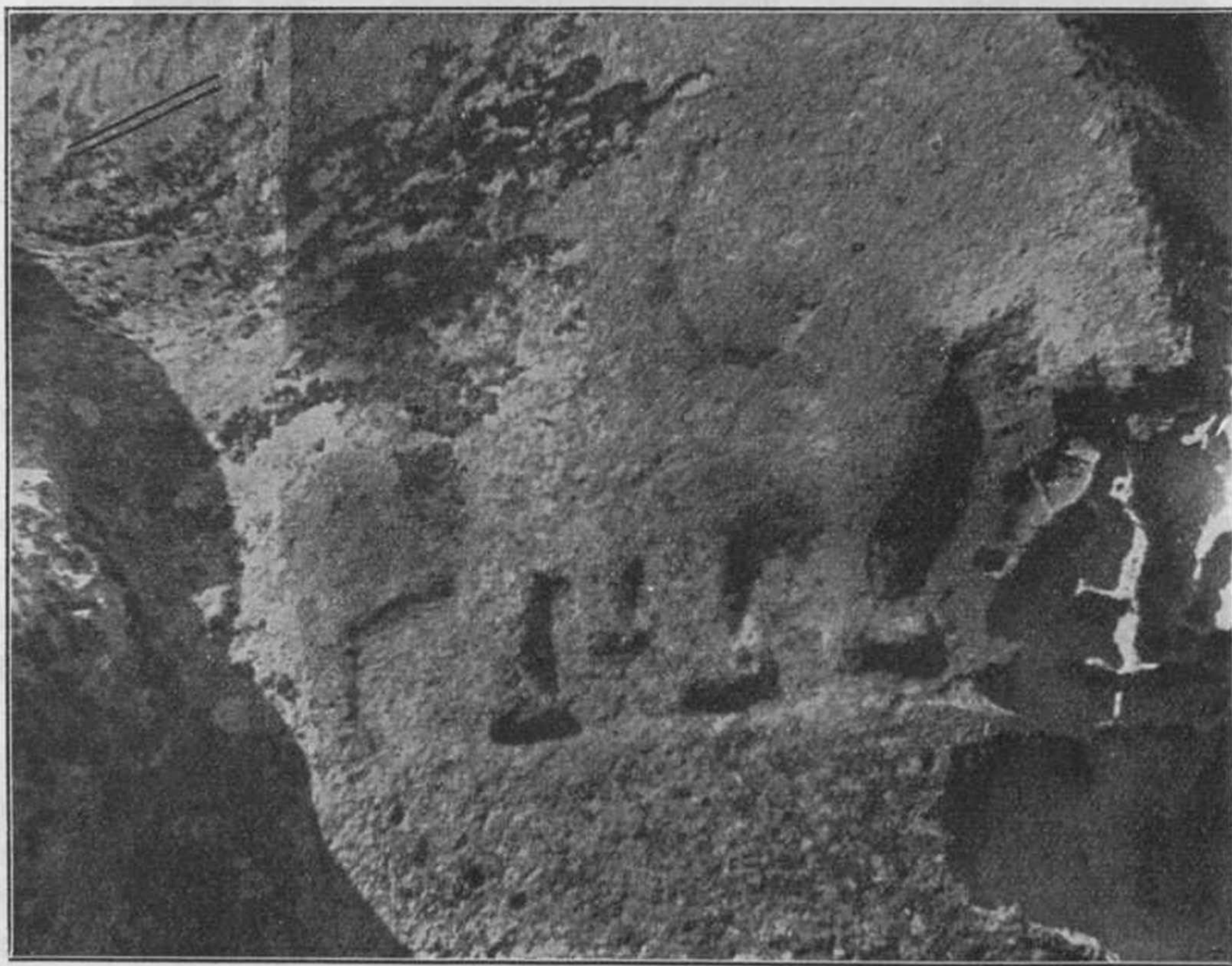


Fig. 38. Detail des Löwengrabes von Jasilikaja.

auf dem Tier reitenden Person gehört. Von dieser ist mit Sicherheit nur die sehr gewölbte Brustlinie zu erkennen. Oberhalb dieser in flachem Relief mit abgerundeten Kanten ausgeführten Figur ist eine kleinere Reiterfigur erkennbar (Fig. 38 durch Unterstreichen markiert), die sich dann links davon etwas tiefer noch einmal wiederholt. Letztere scheint einen Speer zu schwingen. Über den beiden kleinen Reitern sind in roher Weise horizontale Linien eingeritzt, eine höher, die andere tiefer. Die höhere ist durch senkrechte Streifen geteilt. Diese Linien fassen eine Inschrift ein, die durch Flechten so überwachsen ist, daß ihre Entzifferung ohne größere Reinigungsarbeiten mit Gerüsten kaum möglich sein dürfte. Einige Buchstaben (A) sind erkennbar und gehören der älteren phrygischen Schrift an.

Eine Stilkritik des eben beschriebenen Grabes ist wegen der starken Verwitterung sehr schwierig; es finden sich hier so verschiedene Elemente vereint, daß man es mit Sicherheit in keine bestimmte Klasse einreihen kann. Die Gesamtform zeigt Anklänge an Deliklitasch, die durch die schwache Abstufung über dem Löwen der Frontseite noch gehoben werden. Der Löwe selbst hat in der Gesamtauffassung Ähnlichkeit mit den kleinen Löwen des Bojük-Arslan-Tasch und sicher apotropäische Bedeutung. Das Quadruped an der Westseite erinnert durch Lage und Machart an den „Greifen“ von Arslankaja bei Düver (Fig. 34). Ich halte es bei letzterem nicht für absolut unmöglich, daß er einer Person als Reittier diente. Hier ist das durch das kleine Bein zwischen den mittleren bewiesen, so daß man die Linie, die sich auf dem Rücken erhebt, nur als Brust des Reiters und nicht als Flügelkontur betrachten muß. Die beiden kleinen Reiter zeigen Anklänge an den großen, sind jedoch freier in der Zeichnung. Sie erinnern etwas an ein Relief, das ich in Kümbet fand, und das jetzt im Museum von Konstantinopel ist.



Fig. 39.

Die Inschrift neben dem bildlichen Schmuck ist ungewöhnlich; nichts aber spricht gegen eine spätere Hinzufügung derselben. Versuchen wir jetzt das Löwengrab von Jasilikaja annähernd zeitlich zu bestimmen. Ich betone besonders, daß es sich bei der Unvollständigkeit und dem schlechten Zustand nur um einen Versuch handeln kann. Deliklitasch wegen der Pyramidenform dazu heranzuziehen, ist wohl nicht geraten, denn er liegt schon rein örtlich zu weit von der Midasstadt entfernt, und dann kann die natürliche Anlage des Felsens hier hauptsächlich bestimmend gewirkt haben. Dort ist alles planmäßig angelegt,

hier herrscht Planlosigkeit. Anders aber ist es wohl in Bezug auf die Ähnlichkeit mit Arslankaja bei Düver. Das mag vor Ausführung des Mäandermusters ähnlich ausgesehen haben. Die Anordnung des Greifen dort und des großen Reiters hier deckt sich. Die Grabkammer ist wohl der älteste Bestandteil der Anlage. Sie ließ zur Linken, als man daran dachte, den Fels zu einer Fassade zu verwerten, einen großen freien Raum übrig, den man durch Anbringung eines Löwen, als Wächter des Einganges, wie beim Bojük-Arslan-Tasch verwandte. Am schwierigsten ist die Beurteilung der beiden kleinen Reiter in Verbindung mit der Inschrift. Wenn der große Reiter sich etwa als Gottheit oder als Krieger erklären läßt, der sich drohend dem Störer des Grabes zuwendet, so paßt das nicht auf diese kleinen Reiter. Sollte es sich hier um Helden handeln, die man hat verewigen wollen? Die Inschrift darüber läßt an ein Anathem denken, doch ist sie, wie schon gesagt, eine Ausnahme, und nichts beweist, wie noch später erörtert werden wird, ihre Gleichzeitigkeit. Aus der Anordnung der Löwen und des großen Reiters, aus ihrem Stil, müssen wir auf annähernd dieselbe Zeit schließen, wie beim Bojük-Arslan-Tasch, aus der ungeschickten Arbeit und Türform eher auf eine frühere Zeit, wenn auch die rohere Ausführung desselben Motives nicht immer ein Beweis höheren Alters ist. Diese Mutmaßung, wie ich wiederholen muß, scheint aber wahrscheinlicher zu sein. Endlich möchte ich zu den Reitern noch bemerken, daß sich nicht weit von ihnen, im „Saal“ neben dem Midasgrab, Graffiti befinden, die ein ähnliches Sujet darstellen.

Das zerbrochene Löwengrab bei Demirli.

(Tombe brisée bei Perrot.)

Das zerbrochene Löwengrab bei Demirli neben Bojük-Arslan-Tasch ist eines der umstrittensten Denkmäler Phrygiens. Es dient besonders Körte für seine Theorie griechischen Einflusses auf phrygische Kunst. Eine Beschreibung können wir, als durch die oft genannten Autoren bekannt, fortlassen. Rekapitulieren wir die verschiedenen Ansichten und versuchen dann auf Grund des Vorhandenen zu einem Urteil zu kommen. Reber (l. c. p. 555) sagt kurzgefaßt vom Löwen, daß er aufrecht stand, daß aber die Perrotsche Rekonstruktion der Gesamtkomposition unsicher ist; der Stil erinnert an das Löwenjagdrelief von Saktschegözu. Äußerlich blieb es noch beim plastischen Schmuck, man wagte es noch nicht, im Äußern ein Hausbild plastisch nachzuahmen. Reber ist der erste, der eine genaue Zeichnung des Kapitells gibt, er denkt hierbei an cypriotische Motive (cf. Reber, Anfänge des ion. Stils, 1900, Abh. der Bayer. Akad., XXII). Körte nun erkennt gegen Rebers und Ramsays Ansicht sowohl beim Löwen als auch beim Innenrelief griechischen Einfluß. Auch kann er nicht der Rekonstruktion der drei Löwen zustimmen. Ich selbst habe die „zwei Tatzen“ bei verschiedenster Beleuchtung gesehen und muß sagen, daß man nur in der linken Hälfte allenfalls noch eine Tatze erkennen könnte, was aber nicht absolut sicher konstatierbar ist. Außerdem vergleiche man damit die augenscheinlich ältere Tatze des Löwen von Arslankaja bei Düver resp. die hettitischen Vorbilder, dann erscheint diese plumpe Form unerklärlich. Am rechten Teil irgend etwas mit Sicherheit erkennen zu wollen, ist vollends unmöglich. Nur eine Freilegung aller Teile des Grabes wird eine Deutung ermöglichen. Vielleicht gehörte der Kopf zu einem einzelnen Löwen, der aufrecht stehend wie der von Arslankaja bei Düver den Eingang bewachte. Den Kopf selber will Körte unter griechischem

Einfluß entstanden sein lassen und zitiert zum Vergleich auch zwei kleine Elektronmünzen (Körte, Athen. Mitteil. XXIII, 128). Zuerst einen allgemeinen Grund dagegen: Wie kann man ein ca. 6 m hohes Kolossalrelief (so groß würde der Löwe vollständig gewesen sein) mit 2 cm großen Münzen, „die bereits beträchtlich vergrößert sind“, vergleichen? Nur weil sich bei beiden einige leichte Ähnlichkeiten finden, wie die stumpfen Zähne und die Grätenborte der Mähne. Die Mahlzähne, wie sie Körte nennt, können zerstört sein; dann sind aber bei asiatischen Vorbildern zahlreiche Analoga vorhanden. Die Grätenborte findet sich auch bei mesopotamischen Skulpturen und beim Löwen von Angora. Ebenfalls asiatisch sind die kleinen Löckchen (cf. eine ähnliche Zeichnung auf der Scherbe 15 von Bosöyük).¹⁾

Aus den streng stilisierten Falten am Oberkiefer, den ebenso behandelten Muskeln des Schulterblattes und überhaupt der ganzen Auffassung und der konventionellen Steifheit, wie wir sie kaum in dem nach Eleganz strebenden Griechenland finden, müssen wir auf asiatische Vorbilder schließen. Aber lassen wir diesen Kopf, bei dem schon rein örtliche Gründe griechischen Einfluß ausschließen; denn das Land, in dem er entstand, hatte im 9. und 8. Jahrhundert kaum Verkehr mit Hellas, wohl aber, wie wir historisch wissen, mit Vorderasien und Syrien. Gehen wir zu Körtes Hauptbeweisstück für griechischen Einfluß über, zum Kriegerrelief im Innern des Grabes. Angeblich stellt es eine Gorgo und zwei Krieger dar, die den Eindringling bedrohen. Es ist, kurz und bündig gesagt, vorläufig auszuschalten. Es kann als Basis für Phantasiegebilde dienen, nicht aber für objektive Schlußfolgerungen. Als Grund für das eben Gesagte zitiere ich wörtlich Ramsay (Journ. of Hell. St. 9, p. 365): „... sogar noch, nachdem die Skulptur bloßgelegt worden war, war es nicht leicht, sie zu studieren oder eine Zeichnung davon zu machen. Um sie zu sehen, mußten wir, auf dem Rücken liegend, uns unter den ungeheuren Fels schieben, indem unsere Gesichter die Oberfläche des Felsens berührten (tuthing). Es war deshalb unmöglich, eine zusammenhängende Ansicht des Ganzen zu gewinnen. Aber indem wir unsere Eindrücke verglichen, und durch gegenseitige Kritik taten wir unser Bestes, um eine richtige und unparteiische Auffassung des Ganzen zu erreichen. Dann machten wir uns an die Aufgabe, es zu zeichnen“.²⁾

So entstand eine wissenschaftliche Zeichnung. Ein Kommentar ist überflüssig. Ich möchte nur noch hinzufügen, daß ich selbst mehrere Male das Relief „besichtigt“ habe. Außer dem unwillkürlich unangenehmen Gefühl, das man in einer Position hat, die Füße in einem Winkel von ca. 40° hoch, mit dem Kopf zwischen Geröll liegend, in dem Ungeziefer kriecht, versperrt man mit seinem eigenen Körper das wenige matte Licht, das hineindringt. Ich hatte den Einfall, mich einer elektrischen Taschenlampe zu bedienen, konnte aber nur eine starke Verwitterung konstatieren, wie das bei allen Reliefs dieser Gegend der Fall ist, die der konstanten Erdfeuchtigkeit ausgesetzt sind und nicht der

¹⁾ Zur Mähne und den Falten am Maul cf. Springer, Kunstgesch. I, S. 58, 64. — Die Grätenborte findet sich, allerdings nicht sehr deutlich, bei Perrot, a. a. O., II, p. 568; ferner a. a. O., IV, p. 552. — Die Löckchen kommen ebenso bei den Sendjirlisphingen, die als Kapitellbasis dienen, vor. Sendjirli, Ausgrabungen, II, Tafel 33, 1898.

²⁾ Cf. dazu Körte: „Doch ist es nicht leicht von einem Kolossalrelief ein Bild zu bekommen, wenn man unter einem Felsblock auf dem Rücken liegt und das Relief in kellerartiger Dunkelheit in 20 cm Entfernung vor sich hängen sieht.“

freien Luft (z. B. Maltasch). Ramsay spricht dann von Details, die mehr assyrischen als griechischen Einfluß verraten. Er gibt selbst eine Übertreibung nach griechischer Kunst hin zu. Ich habe von alledem nichts sehen können; ein Relief, so groß wie eine Zimmerwand kann man nicht aus 20 cm Entfernung übersehen und beurteilen. Das einzige an wahrnehmbaren Details sind kleine Löckchen bei der Gorgo, die mit denen des Löwen übereinstimmen würden. Auch das Auge des Kriegers, das nach Ramsay dem des Bacchus von Ibris (d. h. einem hettitischen Relief) ähneln soll, konnte ich nicht erkennen. Ich muß noch hinzufügen, daß zwei Archäologen (Dr. Bank und Dr. Deonna), die sich mir gelegentlich angeschlossen hatten, zu demselben, d. h. negativen Resultat kamen, daß irgend ein Erkennen des Reliefs oder gar Urteil darüber absolut unmöglich sei. Ich kann somit Körtes Schlüsse nicht anerkennen, und muß die Entscheidung darüber umfassenden Grabungen überlassen werden, falls es wegen der Verwitterung nicht auch dazu zu spät ist. Wir haben noch ein Detail zu erörtern, die Säule im Innern des Grabes. Körte übergeht sie gänzlich, Reber ist der erste, der eine gute Zeichnung davon gibt. Ich möchte noch auf zwei asiatische Analoga aufmerksam machen, die ihr ähneln. Das eine ist ein bronzenes Möbelfragment aus Nimrut (Layard, Monuments 1, pl. 96),¹⁾ das zweite ein Pfeilerkapitell (bei Perrot, l. c. 2, p. 270). Diese asiatischen Stücke scheinen mir in Anbetracht der obigen Ausführungen über den Löwenkopf eher in Frage zu kommen, als etwa griechische Stelen mit derartigen Abschlüssen. Die Zeitansetzung des zerbrochenen Grabes bei Demirli ist schwierig, weil wir weder für den ähnlichen Löwen von Angora noch für das Jagdrelief von Saktschegözü einigermaßen sicher die Entstehungszeit angeben können. Der unleugbare assyrische Einfluß weist auf die Zeit von Salmanassar II., d. h. ca. 850 hin. Ramsay hat Recht, wenn er in Bezug auf das Relief sagt: „Es gehört einem mächtigen Reich an, nicht einem unterworfenen.“ Im Verfall ist dieses Reich aber schon gewesen, da es sich nicht mehr an seine eigenen Kunstformen hält, sondern sich bei der aufblühenden Kunst eines Nachbarvolkes inspirierte. Von den Phrygiern unterworfen war aus den obigen Gründen der Herrscher von Demirli noch nicht, und so können wir die Entstehung des zerbrochenen Grabes bei Demirli annähernd vor 800 setzen, d. h. kurz vor das mutmaßliche Datum der phrygischen Invasion.

Das Grab mit den Stieren in Japuldag.

(Bei Reber a. a. O., S. 30.)

Wenn man will, kann man dies Grab als Übergang betrachten zwischen den eben geschilderten Gräbern und den Fassaden mit Mäandermustern. Denn der bildliche Schmuck nimmt hier nicht mehr wie bei Bojük-Arslan-Tasch den größten Teil der Fassade in Anspruch, er ist schon umrändert, von einem Giebel überdacht, der, so einfach und schlicht er ist, doch in seinem Aufbau mit andern „Hausgräbern“ Ähnlichkeit hat. Die Seitenpfosten ragen mehr wie ein Viertel über den letzten Streifen der Türumrahmung hinaus. Dann erst beginnt der eigentliche Giebel. Die Tür ist nicht wie beim Bojük-Arslan-Tasch eine

¹⁾ Auch eine sehr ähnliche Palmette bildet den Abschluß des Henkels (Steinbock, Gold und Silber) einer hettitischen Vase im Louvre, in der hettitischen Abteilung.

getreue Imitation einer Holztür, sondern mehr die Stilisierung einer solchen. In der beistehenden Skizze (Fig. 40), absichtlich in falschem Maßstab gezeichnet, um die Ähnlichkeit mit den andern Grabtüren hervorzuheben, kann a als Grundbalken, auf dem der Giebel ruht — auf der Photographie der oberste Streif — b, der zweite Streif, als Fläche, die seitlich und oberhalb der Tür beim Midasgrab das Mäanderornament trägt, gedeutet werden. Der dritte Streif der Photographie — c auf Fig. 40 — würde dem eigentlichen Türrahmen entsprechen, d endlich, der untere Streif dem inneren Türbalken, der die Achsen der Türflügel aufnahm. Ein Hauptgrund für diese vereinfachte Arbeit mag wohl die schwierige Position gewesen sein, in der sich der Steinmetz befand, denn man steht auf einer schmalen Leiste über einem tiefen Abgrund (cf. Reber). Der wohl anzunehmende Anstrich in grellen Farben ersetzte dann, vom Tal aus gesehen, das geringe Relief der Arbeit. Soweit die Verwitterung der Tür ein genaues Nachmessen erlaubt, war sie unten breiter als oben.

Ehe wir zum Relief vom Grab in Japuldag übergehen, muß noch ein Grab erwähnt werden, das ich 1903 oberhalb des Dorfes Götschekissik fand (Fig. 41). Der Grabeingang



Fig. 40.
Schematische
Zeichnung der Tür
des Grabes zu
Japuldag.



Fig. 41. Tür eines Grabes bei Götschekissik.

zeigt nämlich dieselbe Umrahmung, wie die eben geschilderte; ein Giebel fehlt. Es ist das eine noch vereinfachtere Form des Türrahmens vom Grab in Japuldag. Der Felsen ist geglättet, und diese Fläche fällt nach der Türöffnung zu dreimal stufenförmig ab. Letztere ist, soweit es das aus der Erde hervorragende Stück erkennen läßt, unten breiter als oben, wie das Grab in Japuldag. Die Maße sind folgende: Breite des ganzen Türrahmens oben 110 cm, Breite des Rahmens selbst 20 cm. Die Decke des Grabes ist zum Teil eingestürzt, sie war giebelförmig, roh behauen. Die Wände glatt, von Stuck keine Spur; der Grund verschüttet. Die Maße der Grabkammer sind folgende: Länge 4 m, Breite 3,5 m, Höhe wegen des verschütteten Grundes nicht zu messen, Giebelhöhe 1,10 m. Über Funde in der Nähe des Grabes später.

Kehren wir jetzt wieder zum Grab von Japuldag zurück und betrachten den bildlichen Schmuck. Im Giebelfeld ist ein Phallus, flankiert von zwei Stieren. Auf der Photographie ist das schlecht sichtbar wegen der sehr schwierigen Position des Apparates. Die Form des Phallus¹⁾ ist dieselbe wie beim Bojük-Arslan-Tasch, nur ist hier keine Basis und die Spitze abgerundeter. Es ist wohl außer Zweifel, daß hier ein Phallus gemeint und über einem Grab als Symbol des Gehens oder auch apotropäisch am Platze ist.

Die beiden Tiere, die einander zugekehrt den Phallus zwischen sich haben, sind sehr verwittert, besonders das linke. Ich habe sie bei verschiedenen Tageszeiten gesehen, sie sind am besten gegen Abend erkennbar. Ich kann bestimmt versichern, daß es sich nicht um Pferde handelt, wie Kugler meint, sondern um Stiere und zwar um Höckerrinder. Auffallend ist, daß sich eine derartige Darstellung auch am Solongrab in Kümbet findet, ohne Zusammenhang mit der sonstigen Fassade. Sollte es sich um Arbeiten aus verschiedenen Zeiten handeln? Ferner ist ein primitives Stierrelief an einer Grabtür in Meros. An drei Gräbern sind also Stiere angebracht; wir können daraus schließen, dass sie apotropäische Bedeutung hatten. Eine durch den Stier symbolisierte Kraft soll jede Störung des Grabes verhindern. Anklänge an asiatische Anschauungen dieser Art sind naheliegend; ich erinnere nur an die Stiere mit Menschenköpfen und Götterhüten an Palasttoren.²⁾

Das im Innern befindliche äolische Kapitell ist bei Reber besprochen und gut abgebildet. Es gehört wohl einer späteren Zeit an. Die flache, ich möchte sagen flüchtige Art des Grabes, die Verschwommenheit des Stils der Tür läßt möglicherweise auf eine spätere Zeit schließen, als der gewaltige Bojük-Arslan-Tasch. Die ganze Anlage ist klein und wirkt kleinlich. Vielleicht ist das so zu erklären: der Fürst, der auf der kleinen

¹⁾ Wenn diese Phallusform auch mit der syrischen (cf. Perrot a. a. O., IV, Seite 385) übereinstimmt, was wegen hettitischer Beziehungen erklärlich ist, so muß ich doch bemerken, daß die in Phrygien allgemein übliche Form die runde und nicht die spitze war. Ich fand derartige in Abosena, Meros, Japuldag, Jürükkeuj bei Kirka, Derbend und Seidi-Gazi. Über weiteres Vorkommen cf. Hirschfeld, l. c. p. 40, Perrot, l. c. p. 610, T. 3, p. 235, J. of Hell. St. 1900, p. 69. Als Kuriosum möchte ich noch erwähnen, daß ich zweimal von Bauern auf meine Frage, wofür sie diese Steine hielten, zur Antwort bekam, es seien Stößer von Mörsern früherer Riesen, die das Land bewohnt hätten. Meine Erklärung begegnete einem ungläubigen Lächeln. So schamlos wäre doch niemand gewesen etwas derartiges darzustellen oder gar anzubeten. Tempora mutantur!

²⁾ Das Höckerrind gilt in dieser Gegend als ausgestorben. Ich sah dreimal Bullen des bekannten steingrauen Rindes, sie trugen alle den Höcker, wie die Darstellungen der Reliefs. Bei Kühen und Ochsen fehlt er.

Akropolis von Japuldag herrschte, hatte nicht die Mittel sich ein Grab, wie die Herrscher von Demirli machen zu lassen, die zuerst damit begannen, einen riesigen Block herzurichten (Bojük-Arslan-Tasch). Dem entspricht auch die kleinliche, spielende Art der andern Gräber von Japuldag. Also ist es ebensogut möglich, — bei so wenigem Vergleichsmaterial können wir keine apodiktischen Behauptungen aufstellen, — daß wir es hier mit einer aus mangelnden Mitteln schwächeren Kunst, noch während der Blüte selbst, zu tun haben.

Resümieren wir also kurz die Gesamtergebnisse der Fassaden mit figürlichem Schmuck,¹⁾ so ergibt sich für Bojük-Arslan-Tasch, Arslankaja bei Düver und Löwengrab von Jasilikaja eine Übereinstimmung im Stil, die sich wohl auch auf die Zeit erstreckt. Durch Ähnlichkeit mit Vorbildern der hettitischen Kunst erhalten wir als terminus post quem ungefähr die Entstehungszeit der älteren Skulpturen von Sendjirli, d. h. ca. 1000; als terminus ante quem die phrygische Invasion, ca. 800. Da nun das Land, wie historisch wohl festgestellt ist, von „Hettitern“ und nicht von Phrygiern bewohnt war, können wir diese Skulpturen kurzweg als Kunstprodukte eines hettitischen Stammes bezeichnen, der mit den kappadokischen Hettitern verwandt war. Tiefer im Kunstwert steht wohl das Grab von Japuldag, ohne große zeitliche Differenz. Das zerbrochene Grab gehört der hettitisch-assyrischen Kunstrichtung an, zwischen Salmanassar II. und der phrygischen Invasion, der Zeit des Jagdrelief von Sakschegözü. Seine Entstehung ist relativ am genauesten anzusetzen, nämlich 850—800. Irgendwelche griechische Einflüsse in Beziehungen zu Mykenä haben wir nicht konstatieren können.

Die Fassaden mit Quadratmustern.

Typisch für Phrygien sind die Fassaden mit Mäandermuster oder einfachen Quadratmustern. Nicht nur, daß sie sich in keiner andern Kunst finden, auch in ihrer Heimat selber sind sie eine plötzlich unvermittelt auftretende Kunstform. Wenn zwar unter der Reihe der älteren bildlichen Fassaden Japuldag in der Umrahmung Anklänge an einen Giebel zeigt, so bilden doch die apotropäischen Stiere noch den Hauptschmuck und von einem Quadratmuster vollends ist nichts zu sehen.

Von Benndorf, Reber etc. ist klar nachgewiesen worden, daß die Fassaden Imitationen von Holzhäusern sind. Von selbst drängt sich uns die Frage auf: wie kommt eine Kunstentwicklung dazu ganz ohne Übergänge in riesigen Verhältnissen Holzfassaden zu imitieren, und welchen Zweck hatten diese monumentalen Arbeiten? Ich will versuchen, diese Fragen zu beantworten, indem ich betone, daß es sich um einen Versuch handelt, der mir allerdings die einfachste und ungezwungenste Erklärung zu geben scheint. Es gibt in der großen monumentalen Kunst nichts Unvermitteltes, Plötzliches. Bei Werken, die das scheinbar sind, sind uns eben die Zwischenstufen und Vorbilder verloren gegangen; während die ältere Kunstrichtung durch gewaltsame äußere Einflüsse in Verfall geriet oder einfach „unmodern“ wurde, kam eine neue auf, politische oder dynastische Einflüsse begünstigten

¹⁾ Reber sagte mir 1905 bei einer mündlichen Besprechung, daß er seine Meinung dahin geändert habe, daß die Entstehung der bildlichen Fassaden vor die phrygische Invasion (ca. 800) zu setzen sei.

diese. Ich erinnere hier nur an den plötzlichen Aufschwung des Empirestils in Frankreich, um von vielen Beispielen ein eklatantes zu zitieren. Es paßte dem neuen Empereur seine Regierung auch durch äußere Anklänge an den Imperatorenstil zu verherrlichen, deshalb ein so plötzlicher Aufschwung. Durch ähnliche äußere Einflüsse wird auch das Auftreten einer neuen Form, wie die der phrygischen Fassaden zu erklären sein. Wie wir im historischen Abriß sahen, fluteten immer neue Völkerwellen, wohl von Norden her, über Kleinasien, und drängten die Stämme nach Syrien und Mesopotamien. Einzelne Staaten, so die Muski, sind schon um 1400 im Absterben begriffen und in der Zeit, die wir für die phrygische Invasion ansetzen, ca. 900—800, ist die hettitische Kultur und Nation bereits erschöpft. Denn 200 Jahre später verschwindet sie fast ganz durch die persische Eroberung (cf. p. 643). Also neue Stämme, die Phrygier, Indogermanen, brechen über sieches Volk her und vernichten seine politische Gewalt. Es waren Einwandererhorden unter Stammesfürsten, auf welche die Kultur, die sie vorfanden, mächtig wirken mußte. Vor allem der weit entwickelte Holzbau, dessen Entstehung wir oben (p. 665 ff.) verfolgt haben. Ihnen, den herumziehenden Kriegern, die unter freiem Himmel zu kampieren gewohnt waren, und denen die Häuser nun ein behagliches Unterkommen boten, mußten die Paläste der hettitischen Herrscher besonders ins Auge fallen. Ihre Häuptlinge nahmen sie in Besitz, residierten in ihnen. Hettitische religiöse Auffassungen waren ihnen weniger geläufig, sie hatten kein Verständnis für Gräber mit apotropäischen Symbolen und Darstellungen. Was Wunder also, wenn sie die Steinmetzen und Künstler des von ihnen eroberten Volkes, dessen Kultur sie natürlich nicht vernichten konnten, sondern anerkannten und sich anzueignen suchten (cf. die Heiratssage), beauftragten, ihre Wohnstätten in unvergänglichem Material als ewigen Aufenthalt für ihre Manen zu kopieren. Natürlich basiert diese Theorie auf der Annahme, daß die Fassaden mit Quadratmustern Gräber sind, wie auch Ramsay und Reber annehmen und wovon noch ausführlich die Rede sein wird. Demgegenüber steht Körte allein mit seiner Ansicht, daß es sich hier ausschließlich um Kultstätten handelt. Mein Erklärungsversuch hat aber zwei Vorteile: er erklärt erstens das plötzliche Auftreten einer neuen Kunstform in abgeschlossener Stilentwicklung, denn die Fassaden sind nicht tastende Versuche, sondern zum Teil schon Stilisierungen vorhandener Typen (z. B. die Luken im Giebel). Er erklärt ferner die vollendete technische Ausführung, die Gewandtheit der Zeichnung und Akkuratez der Ausführung, wie man sie von jungen Eroberern, die sich eben im Lande festgesetzt haben, nie erwarten dürfte. Die Verwendung der einheimischen Künstler, Architekten und Steinmetzen zur Verherrlichung der Nationalhelden, indem sie ihnen eine Wohnstätte schufen, die der des Lebenden glich, erklärt diesen zuerst auffallend erscheinenden Umstand leicht.

Wie schon gesagt, gehe ich in Übereinstimmung mit Ramsay, Reber und Perrot von der Annahme aus, daß die Fassaden vor allem Gräber sind. Körte ist dem in schärfster Form entgegengetreten und will durch eine ziemlich komplizierte Erklärung die Schächte, die sich hinter den einzelnen Fassaden befinden, als Opferschächte deuten. Ehe wir zur Detailbesprechung übergehen, erledigen wir diesen Punkt. Es kommen da in Betracht: Deliklitasch, Maltasch, das „Hausgrab“ bei Bakschisch. Bei diesen sind Schächte vorhanden. Bei den andern Fassaden: Midasgrab, Arezastis, Gordiosgrab, Arslankaja bei Düver, kennen wir vorläufig keine Schächte. Davon sind auszuschneiden: Arezastis, weil der Fels, an dem sich die Fassade befindet, noch nicht in seinem oberen Teil untersucht ist; das Gordiosgrab, weil

unfertig; Arslankaja bei Düver, weil dort ebenfalls das Loch an der Westseite noch nicht untersucht ist. Die kleine Fassade von Götschekissik kann wegen ihrer Verstümmelung nicht in Betracht kommen, da man nicht mehr konstatieren kann, ob das Ganze als vollendet zu betrachten ist. Über das Midasgrab wird in einem besonderen Abschnitt gehandelt werden. Beginnen wir mit Deliklitasch.

Deliklitasch.

Ich habe dies Denkmal nicht persönlich gesehen und muß mich daher auf die Zeichnung und Beschreibung von Perrot verlassen. Körte will nachweisen, daß es sich hier um einen Opferschacht und nicht um ein Grab handelt; die Einarbeitungen der Perrotschen Abbildung paßten besser zum Einfügen eines Holzbodens als einer Steinplatte. Das mag stimmen, damit ist aber durchaus nicht bewiesen, daß diese Holzbalken einen siebartigen Bretterboden tragen mußten, wodurch das Opferblut herabrann. Diese Löcher können Balken getragen haben, die beim Herablassen der Leiche dienten. Die Verschalung der Aushöhlung oberhalb der Tür mit Brettern (cf. Körte, Athen. Mitteil., 23, 101) erscheint mir weder erwiesen noch wahrscheinlich und paßt die dauernde Verwendung von Holz nicht zum Material und überhaupt dem monumentalen Charakter der Anlage. Die Falzkante selber diente zum Verschuß mit einer Steinplatte; die zweite war nur zur Verstärkung der Vorderwand stehen gelassen. Nun noch ein Wort über die Möglichkeit der Bluttaufe am Deliklitasch. Davon abgesehen, daß Deliklitasch mindestens vor 700 anzusetzen ist, die Bluttaufe aber erst 134 n. Chr. in Rom uns durch ihr Auftreten bekannt wird und ihren Höhepunkt im 4. Jahrhundert n. Chr. erreicht (cf. hierzu Körte, a. a. O., S. 103), also 1000 Jahre später, Cumont überhaupt ihren Zusammenhang mit dem Kybeledienst leugnet, wie sollte wohl auf der kleinen Fläche über dem Opferschacht die nötige Anzahl Personen Platz finden, um einen Stier heraufzuwinden und oben zu schlachten? Die geringen Maße lassen das nicht zu. Über das mutmaßliche Bild der Göttin und seinen Standort kann ich nicht urteilen, mangels Autopsie. Endlich sei noch ein Moment angeführt, das gegen einen Holzverschluß des Schachtes und für einen sehr schweren massiven Steinverschluß spricht: Das Loch in der Scheintür, genau wie beim Hausgrab. Schatzgräber würden sich nicht dieser Mühe unterzogen haben, wenn der Schacht nur als Opferschacht gedient und mithin keine Kostbarkeiten enthalten hätte. Außerdem wäre es viel einfacher gewesen, den Holzdeckel, den Körte annimmt, zu öffnen. Dieses Loch läßt also schließen, daß den Räubern oben eine Steinplatte Widerstand leistete, daß ferner der Einbruch lohnend war und sich Kostbarkeiten vorfanden, die nur Grabbeigaben gewesen sein können.¹⁾

¹⁾ Aus zwei Gründen werde ich nicht weiter auf Deliklitasch eingehen, erstens weil mir die persönliche Anschauung fehlt, und dann weil es zu entfernt vom eigentlichen phrygischen Zentrum liegt. Ich möchte deshalb nur kurz bemerken, daß nach der Abbildung bei Perrot (a. a. O., V, p. 97) nicht genau unterschieden werden kann, ob das Ornament über der Tür ein Flechtband oder Tangentenkreise darstellt. Aus diesem Grunde ist auch eine Stilkritik nicht möglich.

„Hausgrab“ bei Bakschisch.

Wir müssen zur Erledigung der Frage an dieser Stelle das Hausgrab bei Bakschisch heranziehen. Für dies gilt dasselbe in Bezug auf Einbruch und auf Schlachten des Opfers, wie für Deliklitasch. Auffallend ist nun allerdings bei beiden ein Umstand, den Körte für seine Opfertheorie benutzt: die geringen Dimensionen der Schachtsohle. Ich habe beim Hausgrab den Schacht genau ausgemessen und sind 1,20—0,80 m entschieden zu klein für eine ausgestreckte Leiche. Perrot erwähnt nun l. c., p. 81 eine Notiz von Nikolaus von Damaskus, aus der hervorgeht, daß in Phrygien eine andere Bestattungsart für Priester im Gebrauch war, als sonst üblich. Warum sollen nun die Fürsten, deren Ruhestätten wir hier besprechen, gelegen haben? Andere Gräber dieser Gegend haben auch eigentümliche Dimensionen¹⁾ und nichts verwehrt bis jetzt die Annahme, daß die Leichen etwa in sitzender Stellung auf einem Thronos beigesetzt wurden.²⁾ Auch die bei Reber am Schluß seiner Abhandlung abgebildete Fassade mit Gefäßen etc. hat einen derartigen „Opferschacht“ hinter sich, der hier aber allgemein als Grab anerkannt ist. Ferner befinden sich in den Wänden des Schachtes vom Hausgrab Einschnitte, die sich nur mit der Annahme erklären lassen, daß man in den kleineren von oben her eine Steinplatte schief einließ, die dann in den größeren Ausschnitt hineinklappte und den unteren Teil des Schachtes verschloß. Dadurch wurde ein Raum von 140—120—80 cm gebildet, der sich sehr gut für sitzende Position einer Leiche eignet (cf. Fig. 42). Nehmen wir selbst an, daß der Verschuß nach Körtes Theorie

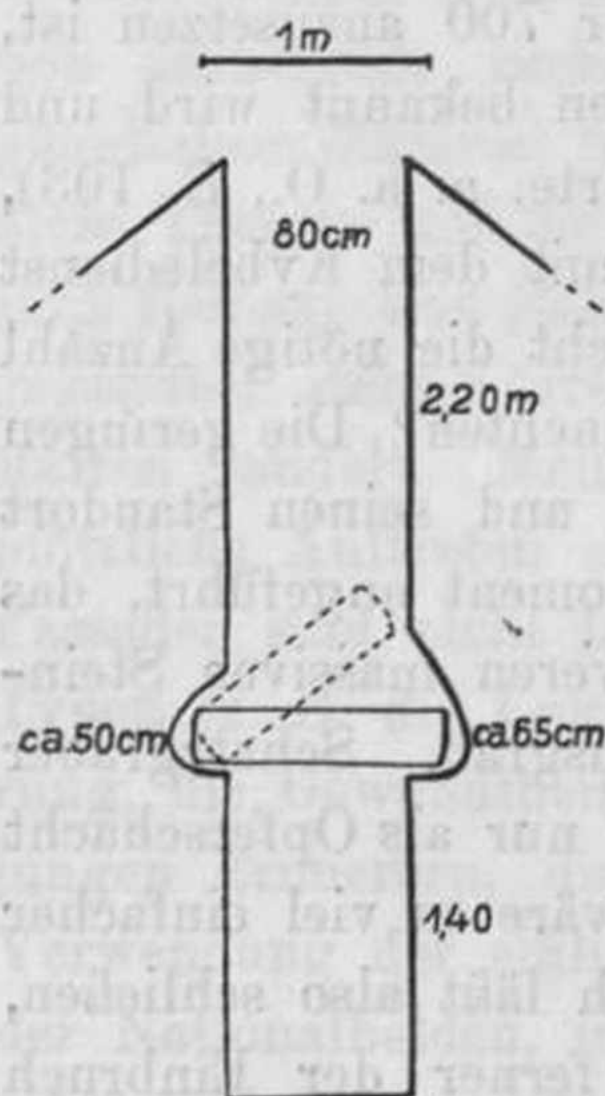


Fig. 42.
Durchschnitt Nord-Süd
durch den Schacht des
Hausgrabes.

(er hat diese Einschnitte nicht beachtet) ein hölzerner Deckel gewesen sei, wie hätte man in diesem Loch in dieser Tiefe einen Stier schlachten können? Bei seiner Theorie wäre dieser Verschuß zwecklos, paßt aber sehr gut zu meiner Annahme. Am obersten Rande des Schachtes glaube ich noch Spuren eines Falzes zu erkennen; ein zweiter Deckel schloß also wohl den Schacht oben ab und der Zwischenraum war möglicherweise mit Erde ausgefüllt. Wir können folglich resümieren: angenommen, daß selbst die Bluttaufe existiert hat, ist bei beiden Gräbern kein Platz zu ihrer Ausübung. Die Löcher in den Scheintüren weisen auf einen soliden Verschuß hin, und nicht auf Holzdeckel. Einen Opferschacht würde man nie beraubt haben. Die Proportionen sind zwar zu klein für eine liegende, nicht aber für eine sitzende Leiche. Endlich sind die beiden Rinnen am Hausgrab mit Körtes Theorie unvereinbar.

Ob die Fassade von Deliklitasch bemalt war, ist heute nicht mehr zu entscheiden. Sie wird übereinstimmend als älteste bezeichnet. Für absolut sicher halte ich das nicht, denn erstens steht Deliklitasch in seiner Art einzig da, uns fehlen alle Anhaltspunkte zum Vergleich; dann ist es schwer ein in derartiger Distanz liegendes Monument mit der geschlossenen Gruppe der andern Fassaden in Einklang zu bringen. Andere äußere Einflüsse können dort entscheidend gewesen sein, so daß an einen Vergleich mit den bild-

¹⁾ Z. B. Gräber in der Nähe der Demirlikaleh.

²⁾ Herr Professor v. Sybel machte mich auf die „Sessel“ im zerbrochenen Grab aufmerksam.

lichen Fassaden nicht zu denken ist. Reiht man Deliklitasch in die geometrischen Fassaden ein, so nimmt es dort in Anbetracht seines noch plumpen Stils und des Mangels an Detailarbeit wohl den ältesten Platz ein.

Im Anschluß an Deliklitasch ist noch ein angefangenes ähnliches Grab zu erwähnen. Links neben dem Hausgrab von Bakschisch, etwas tiefer gelegen als dieses, ist ein Fels, dessen vorderer dem Tal zugekehrter Teil bearbeitet ist (cf. Fig. 43). Er bildet gewisser-



Fig. 43. „Hausgrab“ bei Bakschisch und Umgebung.

maßen einen gewaltigen Pfeiler. Oben ist dieser Pfeiler ebenfalls glatt bearbeitet, so daß sein Querschnitt eine kleine Plattform bildet. Sie wird vom hinteren Teil des Felsens leicht baldachinförmig überragt. In der Plattform befindet sich eine viereckige, ca. 30—40 cm tiefe Öffnung (cf. Fig. 44). Ich ließ konstatieren, daß sie tatsächlich nicht tiefer und etwa der Anfang eines verschütteten Schachtes ist. Die pfeilerförmige, durch Korrektur einer natürlichen Anlage hervorgerufene Form, die Plattform mit dem Anfang eines Schachtes, die etwas überragende Hinterwand erinnern an Deliklitasch. Wegen der angefangenen Arbeit und geringen Tiefe des Schachtanfanges müssen wir annehmen, daß die Anlage unvollendet ist. Links neben dem eben beschriebenen Fels ist dann noch ein zweiter ähnlicher, dessen Bearbeitung aber noch weniger weit gediehen ist. In neuester Zeit hat man zu Bauzwecken im Dorf Bakschisch ein Stück davon abgesprengt; es ist zu befürchten, daß ohne energische Maßnahmen der kompetenten Behörden die ganzen Anlagen diesem Schicksal verfallen.



Fig. 44.
Querschnitt
durch das „ange-
fangene Grab“
neben dem
Hausgrab.

Maltasch.

Etwas anders als beim Hausgrab und bei Deliklitasch sind die Schachtverhältnisse beim Maltasch. Ein abschließendes Urteil ist auch hier nicht möglich vor Freilegung der Fassade und Ausräumung des Ganges. Eine genaue Abmessung des Schachtes gibt Fig. 45.

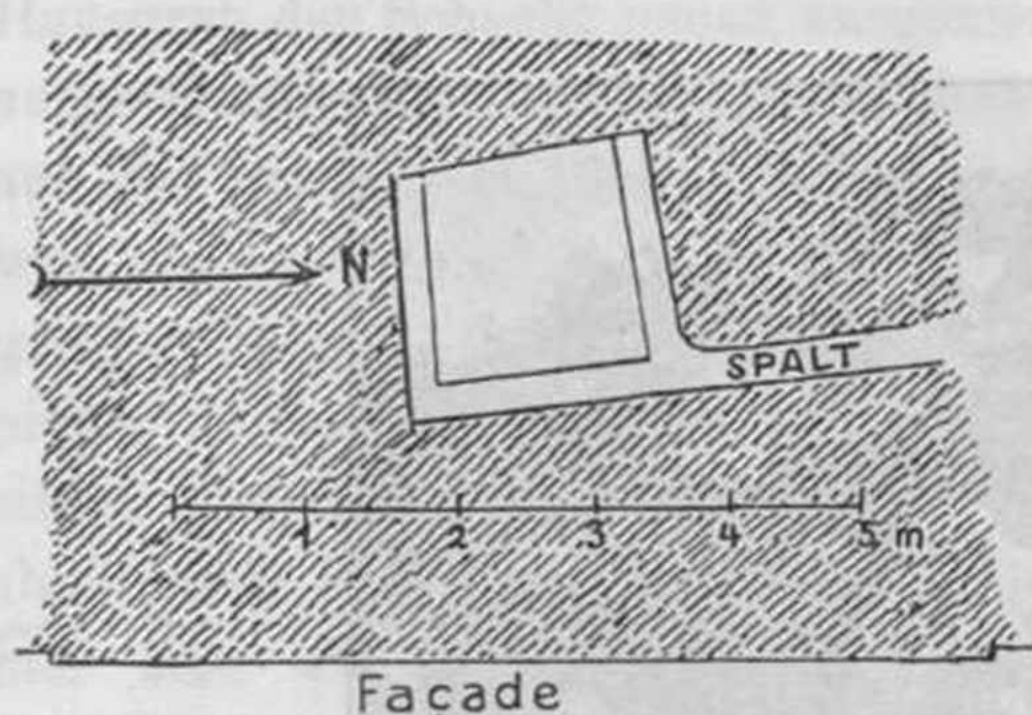


Fig. 45. Schachtplan von Maltasch.

Da die Fassade an der senkrecht abfallenden Wand eines Plateaus angebracht ist, war man durch keine Rückwand, wie beim Deliklitasch beenzt und trieb den Schacht erst zwei Meter hinter der Fassade in den Fels. Allerdings mag dabei auch der Spalt maßgebend gewesen sein, der sich in dieser Distanz parallel zur Fassade durch den Fels zieht. Er wurde mit benutzt und erleichterte die Arbeit wesentlich. Als Dimensionen der Schachtöffnung fand ich 2,10—2 m; 2,20—1,70 m (Körte 1,50 bis 1,56 m). Bei ca. 5,60 m stößt das Lot auf Geröll, das sich nach Westen zu abdacht (Fig. 46 und 46 a).

Soviel man bei guter Beleuchtung erkennen kann, scheint sich hier eine Höhlung zu befinden. 4 m von dem oberen Rande, an welchem deutliche Spuren eines Falz erkennbar sind, verengert sich der Schacht plötzlich, indem die Wände vorspringen und so eine Kante von ca. 35 cm Breite bilden. An der Westwand fehlt diese Kante. Aus dem Falz am oberen Rand und den Vorsprüngen 4 m tiefer ergibt sich, daß der Schacht von Maltasch

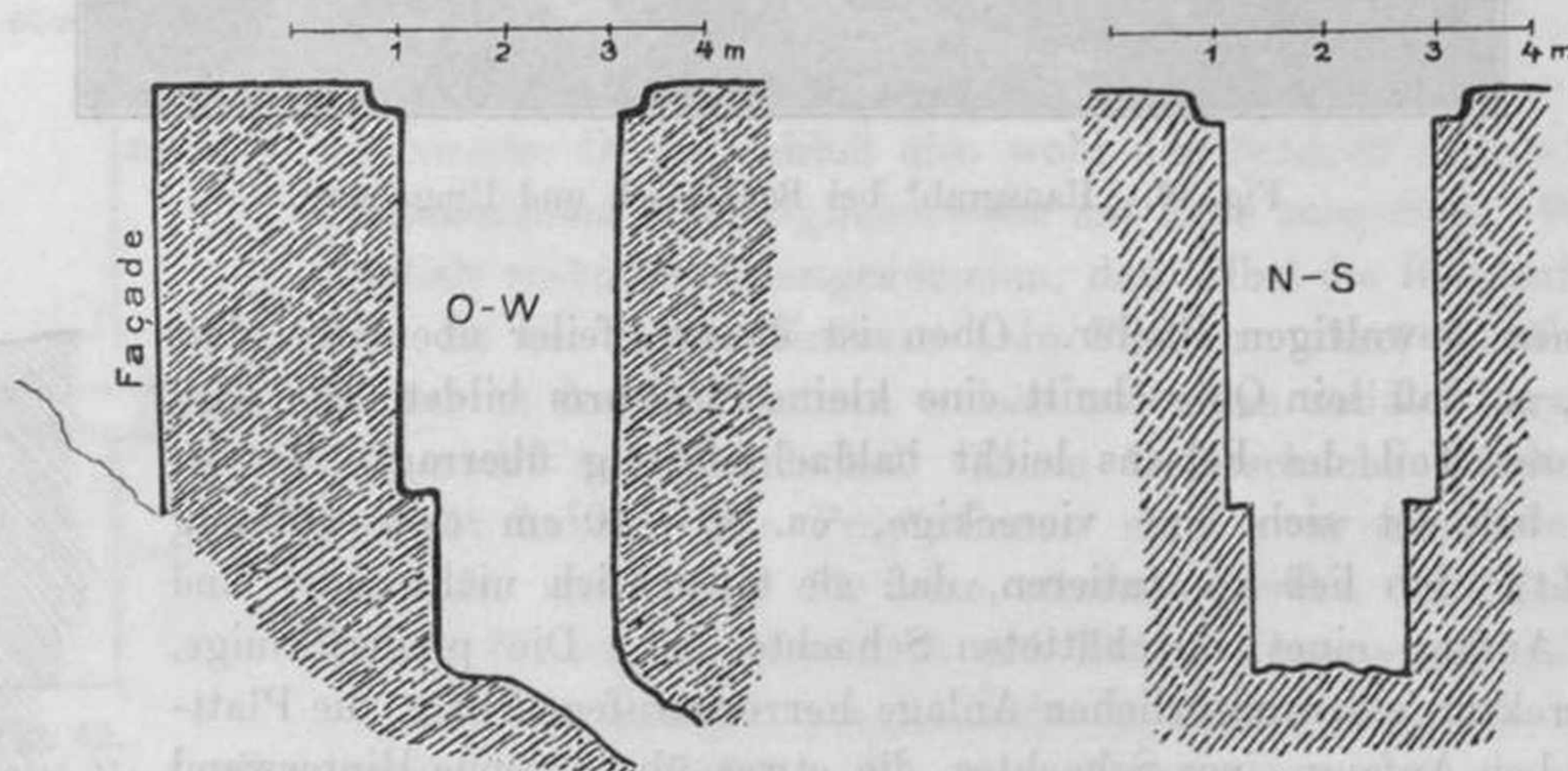


Fig. 46 und 46 a. Querschnitte des Schachtes von Maltasch.

durch zwei Deckel verschließbar war, der eine an der Erdoberfläche, der andere 4 m tiefer. Wenn hier auch der beim Hausgrab und Deliklitasch entscheidende Grund gegen ein Stieropfer, nämlich der Mangel an Platz, wegfällt, so ist doch der in den bisherigen Publikationen noch nicht erwähnte Vorsprung dafür überzeugend, daß es sich hier um den doppelten Verschuß eines Grabes und nicht um eine Opferstätte handelt. Wäre wirklich, wie Körte annimmt, der Zweck der Fassaden gewesen, nur als Kultstätte zu dienen (er geht dabei von der

Annahme der Gleichzeitigkeit der beiden Arten der Fassaden aus, der keiner der anderen Autoren beistimmt, cf. Gordion, p. 220)¹⁾ so müßte doch bei allen diesen Anlagen der Opferschacht der Hauptbestandteil gewesen sein. Der Schacht aber findet sich in einer das Opfer ermöglichenden Art nur beim Maltasch, wie wir gesehen haben. Bei Deliklitasch und Hausgrab ist der Grabzweck klar ersichtlich, kein anderer. Bei den übrigen geometrischen Fassaden kennen wir keinen Opferschacht, obgleich ohne ihn eine Opferstätte in Körtes Sinn nicht denkbar wäre.²⁾ Den Schacht zu einem Grab möglichst versteckt anzulegen, um es vor Plünderung zu schützen, ist ganz natürlich. Das sieht man deutlich beim mutmaßlichen Eingang zum Midasgrab; bei diesem ist überhaupt zuerst die Grabfrage aufgeworfen. Die Felsplatte, auf der die Fassade eingemeißelt wurde, ist zu dünn für einen Kamin; die anderen Hypothesen einer Platte, einer vorgebauten Kapelle etc. sind bei näherer Überlegung haltlos. Ich selbst war theoretisch vom Vorhandensein einer Grabkammer überzeugt: Der Ruhm des Midasgrabes war bis Griechenland gedrunken (cf. *χαλκήν παρθένον εἰμί*, Phädrus). Plato, der, wie wir indirekt schließen können, Kenner phrygischer Verhältnisse war, hätte sonst die Stelle wohl auch inhaltlich kritisiert. Die eherne Jungfrau war wohl eine Kybelestatue, die in der Nische stand, ähnlich dem Relief neben Arslankaja bei Düver. Daß sie die heroisierte Demodike war, welcher Midas nach der Überlieferung ein Denkmal setzte, oder daß sie als diese vom Volke betrachtet wurde, ist nicht unmöglich. Über die Inschrift weiter unten. Hier nur soviel, daß es doch merkwürdig wäre, eine große Kultstätte zu schaffen und in der Inschrift der Hauptgottheit nicht zu gedenken. Körtes Deutung (Athen. Mitteil. 23, p. 86, 87) der Kretschmerschen Übersetzung von *δικνεμαν*, Eingegrabenes, als Relief ist doch mindestens sehr weit herangeholt. Ich glaube kaum, daß sich irgend ein wahrscheinlicher Grund epigraphisch dafür beibringen ließe. Auch Herr Professor Thumb, Marburg, ist der Ansicht (nach mündlicher Besprechung), daß *δικνεμαν*, gleich den neuphyrgischen *κνονμαν*, nur durch Grab übersetzbar ist.

Alle diese Gründe wirkten auf mich überzeugend, daß ein Grab existieren muß. Hinter der Fassade kann es nicht sein, da diese, resp. der Fels zu dünn dazu ist. Die Grotte daneben paßt auch nicht dazu, es bleibt also nur noch der Fels unter der Fassade übrig. Keiner, der bisher das Midasgrab besuchte, hat den daneben befindlichen „Saal“ erwähnt. Er ist eingemeißelt in einen großen Block, der rechts neben der Fassade ist (Fig. 47). Er ist mit Grabkammern förmlich durchlöchert, so daß man ihn mit einem Schwamm mit riesigen Poren vergleichen könnte. In ihm befindet sich der „Saal“, d. h. ein zur Hälfte eingestürzter Raum, der vollständig ca. 7 m im Quadrat gehalten haben mag. Die Decke ist kassettiert; an ihn stoßen mehrere Grabkammern mit späten Gräbern, alle sehr sorgfältig gearbeitet. Aus verschiedenen Anzeichen, als älteren Grotten, kann man schließen, daß dieser Saal schon in früheren Zeiten ein wichtiger Punkt der „heiligen Stadt“ gewesen ist.

¹⁾ Bei den lykischen Fassaden, die auch Häuser imitieren, war man wegen der deutlichen Erkennbarkeit des Grabes nie im Zweifel und hat nie die „Kultfrage“ aufgeworfen. Warum sollte das nun im nicht weit entfernt gelegenen Phrygien nicht ebenso gewesen sein?

²⁾ Körte sagt Gordion p. 220: Der sakrale Charakter der Denkmäler wird nun auch durch die Verwandtschaft mit der Gordischen Tempelfassade in sehr erwünschter Weise bestätigt. Man vergleiche dazu meine nachfolgenden Ausführungen. Körte sagt selbst Gordion p. 168 *ὅλον ἂν γένοιτο*; die Rekonstruktion der Fassade ist durchaus nicht gesichert, a. a. O., p. 220 spricht er aber davon, wie von etwas tatsächlich Bewiesenem.

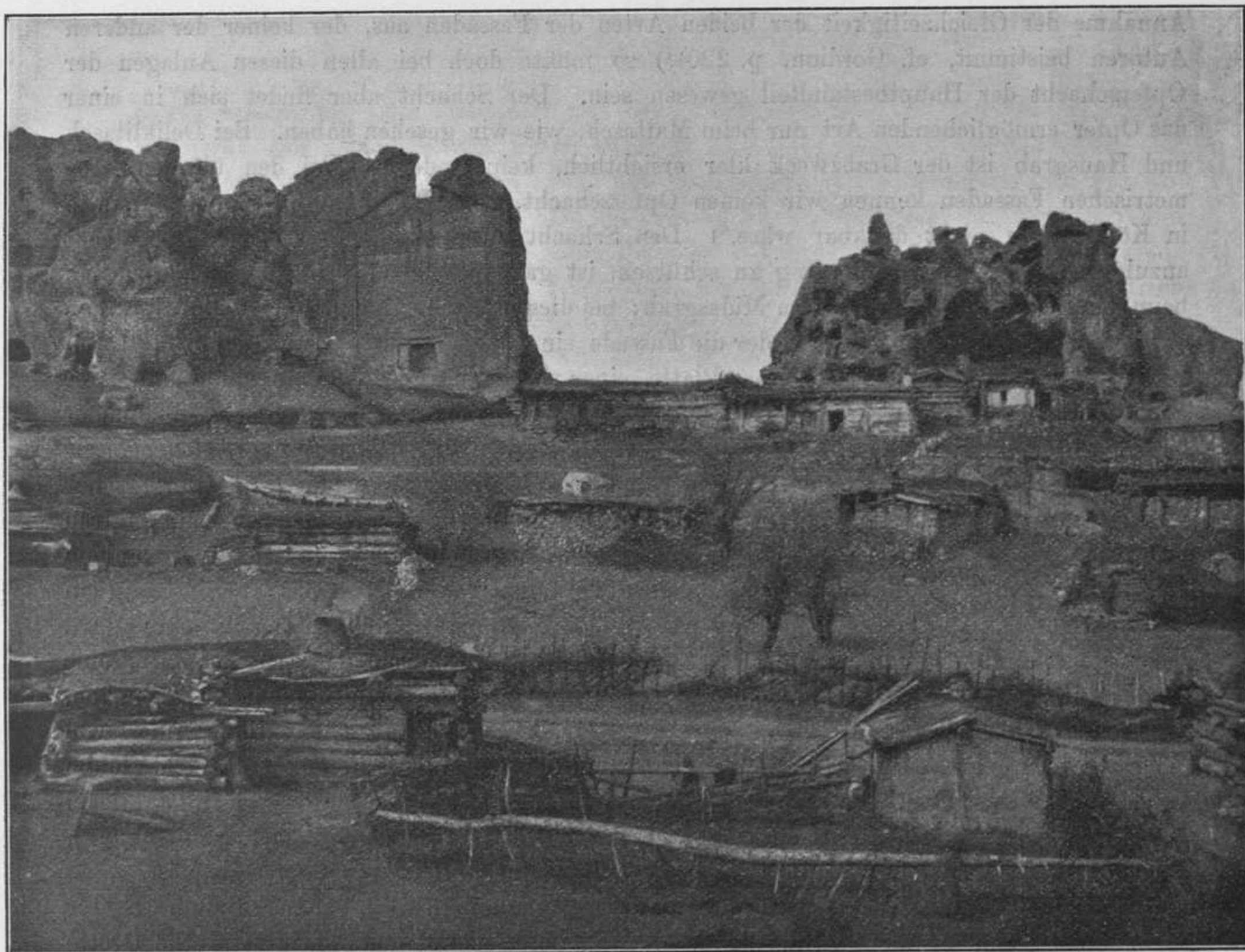


Fig. 47. Midasgrube mit Umgebung.

Die Nähe der Fassade veranlaßte mich gerade dort nach etwas zu suchen, was mit dem Grab Beziehung haben könnte. Nach verschiedenen vergeblichen Versuchen ließ ich die Düngerschicht zum Teil entfernen, die den Boden bedeckt, denn der Saal dient jetzt als Schafstall. Ziemlich in der Mitte des Saals nun fand sich eine rechteckige Öffnung (cf. Fig. 48) ca. 2—1,20 m groß. Dieser Schacht, denn so müssen wir sie bezeichnen, führt senkrecht in den Boden hinab und hat an den beiden Längsseiten kleine Löcher in der Art von „St.“ auf Fig. 14.¹⁾ Man kann in diese mit den Händen greifen und indem man die Füße in die unteren setzt, hinabsteigen. Die Orientierung des Schachtes ist derart, daß die Längsachse nach Westen hin verlängert, genau hinter die Fassade des Midasgrabes fallen würde, etwa einen Meter hinter das Mäandermuster, diesem parallel. Die Entfernung

¹⁾ Der herabkletternde Tscherkeß zählte 22 derartige Löcher (wohl auf beiden Seiten), das würde also auf jeder Seite 11 machen. Da sie nun ca. $\frac{1}{2}$ m untereinanderliegen, so würde das eine ungefähre Tiefe von ca. $5\frac{1}{2}$ m ergeben.

bis zur Scheintür beträgt ca. 67 Fuss. (Wegen dazwischenliegender Zäune etc. war die Distanz nicht ganz genau zu messen.) Ich schickte einen jungen gewandten Tscherkessen hinab, da ich selbst diesem Kletterkunststück nicht gewachsen war. Er versicherte mir, daß er auf dem Grund des Schachtes, der mit Geröll angefüllt ist, stehend, „deutlich in eine an der Westseite befindliche, d. h. der Fassade zugekehrte Öffnung fühlen konnte.“ Beim Schein eines angezündeten, aber jedenfalls wegen schädlicher Gase schnell verlöschenden Stückes Papier glaubte ich diese Öffnung auch zu bemerken, soweit das unter so schwierigen Umständen eben möglich ist. Bereits 1902 sind mir vom Museum in Konstantinopel Hilfsmittel zur weiteren Ergründung dieses Schachtes in Aussicht gestellt und versprochen worden; leider ist es dabei geblieben.

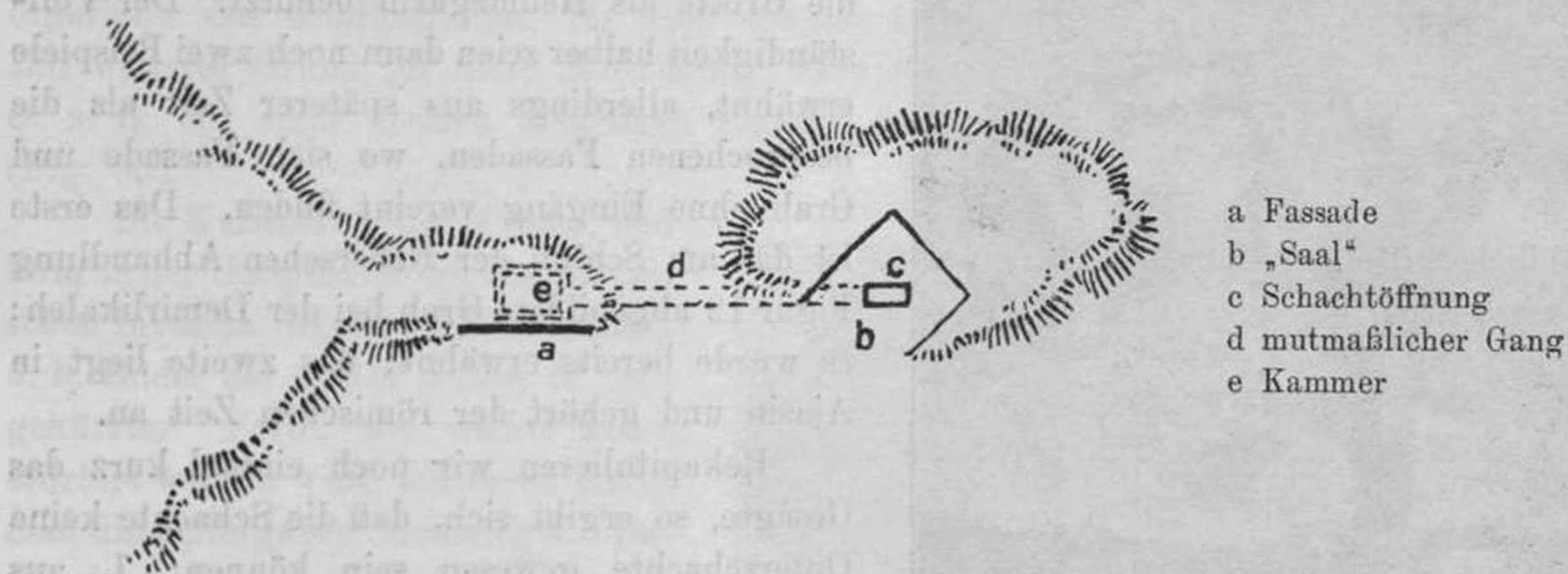


Fig. 48. Schematischer Grundriß des Midas-„Grabes“.

Was bedeutet nun dieser Schacht? Wir können nicht annehmen, daß es ein Brunnen oder eine Zisterne war, dazu paßt weder die Form noch der felsige Grund. Es könnte, falls wir für die Zeit der Midasfassade Opferschächte annehmen, was mehr wie fraglich ist, ein solcher sein. Dem widerspricht aber auch die Form und die zu große Entfernung von der Fassade. Dagegen deutet die längliche Form ganz von selbst auf die Bestimmung zum Herablassen eines Sarges oder Leichnams hin. Geradezu bestimmend für diese Annahme ist die Orientierung nach der Fassade. Eine definitive Lösung der Frage kann ja erst nach Lüftung und Freilegung des Schachtes und des fraglichen Querstollens erfolgen, und ich kann hier nur die Hoffnung aussprechen, daß es bald mir oder jemand anders gelingen möge. Endlich möchte ich noch die Erzählung eines alten Bauern der dortigen Gegend anführen, dem ich von dem Schacht sprach und der mir darauf folgendes erzählte: Vor vielen Jahren sei sein Bruder hinabgeklettert und habe sich durch Geröll in den Seitenstollen einen Weg gebahnt; am Ende dieses sei er auf die Grabkammer gestoßen und habe den „Sarg des Kaisers, der erbrochen sei, sowie zwei Inschriften gesehen.“ Er habe sich beim Heraus kriechen verletzt, auch sei ihm sehr schlecht geworden und er einige Zeit krank gewesen, woran die den Schacht bewohnenden bösen Geister Schuld wären. Dieser Umstand wäre ja leicht durch die verdorbene Luft zu erklären; das Auffallende dieser Erzählung, die ich selbstverständlich ohne jede Garantie wiedergebe, ist die Erwähnung des erbrochenen Sarkophags und der Inschriften. Diese Angaben kommen dem mutmaßlichen und möglichen Tatbestand zu nahe, um nur der Phantasie eines anatolischen Bauern, der von Archäologie keine Ahnung hat, entsprungen zu sein.

Interessant für die Grabfrage der Fassaden ist auch eine kleine Fassade, die ich hinter der Assarkaleh bei Meros fand (Fig. 49). Sie hat konstruktiv große Ähnlichkeit mit der kleinen Fassade, die Reber zwischen Arslankaja und Düver fand. Hinter ihr befindet sich eine große Grotte, durch Gräber als Begräbnisstätte gekennzeichnet. Der

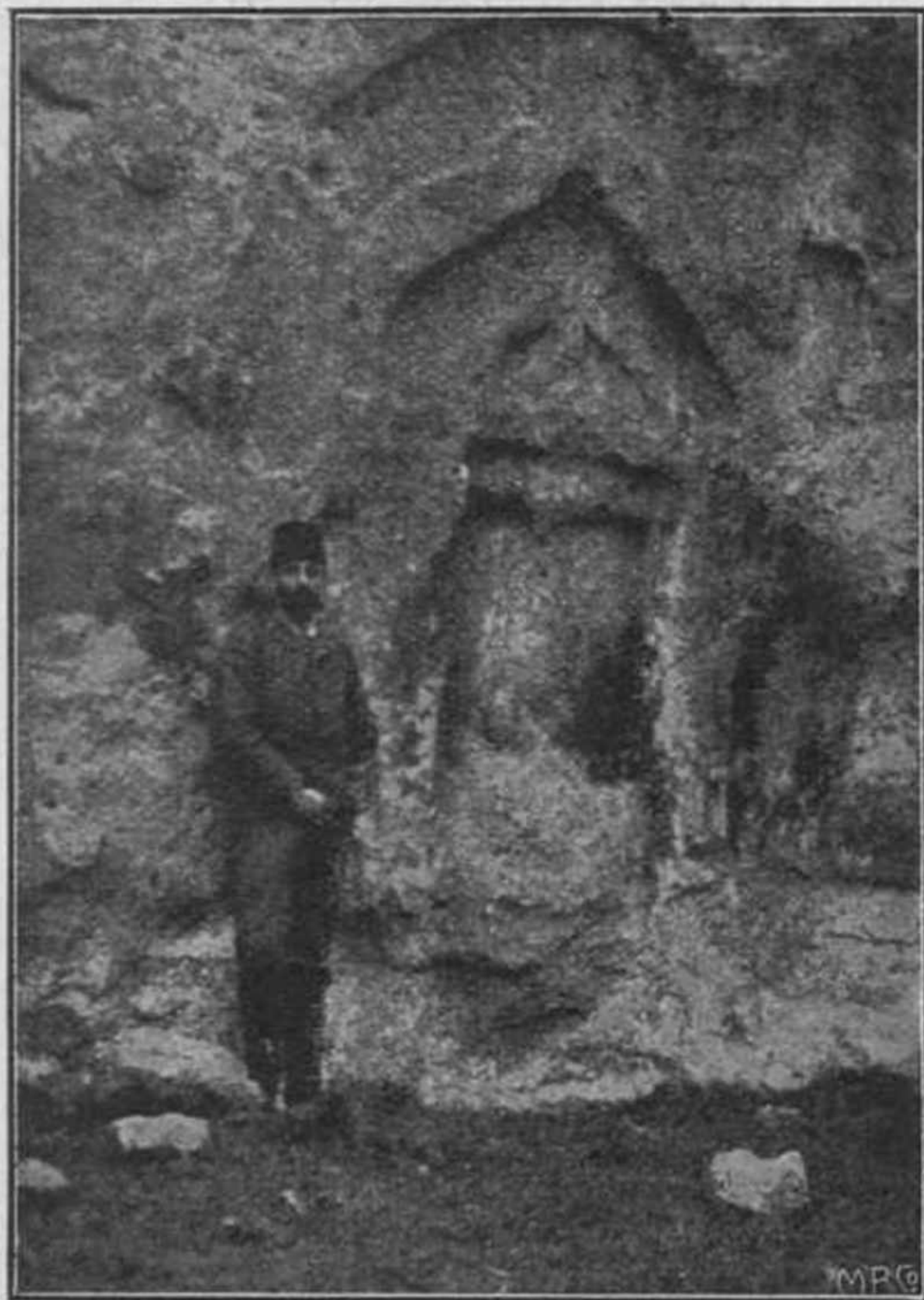


Fig. 49. Fassade bei der Assarkaleh bei Meros.

(neuerdings) mit Steinen verschlossene Eingang ist links neben der Fassade. Ein Körtescher Schacht ist nicht vorhanden. Daß man hier die Fassade selbst nicht als Tür benutzt hat, liegt wohl daran, daß diese möglicherweise durch Erdanhäufung versteckt war. Jetzt wird die Grotte als Heumagazin benutzt. Der Vollständigkeit halber seien dann noch zwei Beispiele erwähnt, allerdings aus späterer Zeit als die besprochenen Fassaden, wo sich Fassade und Grab ohne Eingang vereint finden. Das erste ist das am Schluß der Reberschen Abhandlung Figur 19 abgebildete Grab bei der Demirlikaleh; es wurde bereits erwähnt; das zweite liegt in Ajasin und gehört der römischen Zeit an.

Rekapitulieren wir noch einmal kurz das Gesagte, so ergibt sich, daß die Schachte keine Opferschachte gewesen sein können: 1. aus Raumangel, 2. weil es der Idee einer Berggöttin widerspricht, in einem Haus verehrt zu werden, 3. weil man bei einem Opferschacht nicht eingebrochen wäre, 4. ein Holzverschluß hätte das überhaupt unnötig gemacht, 5. die

Kammer ist zwar zu klein für eine liegende Leiche, wenigstens beim Hausgrab, nicht aber für eine sitzende auf einem Thronos, 6. der doppelte Verschluß spricht dagegen, 7. bei Maltasch liegen die Verhältnisse etwas anders, müssen aber nach erfolgter Ausgrabung erst näher untersucht werden.

Ebenfalls ist die Frage noch ungelöst bei Arslankaja, dem Midasgrab und Arezastis; beim Gordiosgrab wird sie wegen mangelnder Vollendung nie entschieden werden können. Trotz der noch nicht abgeschlossenen Untersuchungen weist die größere Wahrscheinlichkeit darauf hin, die Fassaden mit geometrischen Mustern als Gräber zu betrachten.

Kult und Altäre.

Wenn nun auch der Hauptsache nach die Fassaden Gräber sind, so soll deshalb nicht etwa von vorneherein die Möglichkeit ausgeschlossen sein, daß sie auch als Kultstätten benutzt wurden. Ein Heroenkult der phrygischen Helden, deren Manen sie als Wohnung errichtet waren, hat sehr wahrscheinlich dort stattgefunden und ebenso möglich ist es, daß man, um der Fassade eine größere Weihe zu geben, in der Nische der Scheintür ein Bild der Göttin, als Schützerin des Grabes aufgestellt hat. Ich will damit nur sagen, daß Kult-

handlungen unmittelbar vor der Fassade wohl möglich waren, daß der Haupt- und ursprüngliche Zweck aber immer das Grab war. Die eingewanderten Phrygier hatten kaum mehr das volle Verständnis für den Kybelekult, wie die Hettiter, sie verehrten mehr ihre Heroen, welche Annahme bei einer jungen Nation nicht unwahrscheinlich ist. Das ist vielleicht ein Hauptgrund, einige kleinere Fassaden, wie das „Kindergrab“, als von der Nebenbedeutung der großen derivierte Kultstätten zu betrachten. Auch können sie Kenotaphien im Felde gefallener Helden gewesen sein; Opferstätten waren sie wohl kaum im eigentlichen Sinne des Wortes, aus dem naheliegenden Grund, weil sie alle zu hoch und unbequem gelegen sind, um in ihnen ohne Hilfe von Leitern oder Gerüsten Opfergaben niederlegen zu können. Auch spricht ihr dekadenter Stil, besonders bei der von Körte betonten Nische unterhalb des Gordiosgrabes, für eine spätere Anfertigung, nach den großen Fassaden. Ein weiterer Grund für diese Mutmaßung wäre das Vorkommen neben Stufenaltären, wie es z. B. bei einer kleinen derartigen Fassade der Fall ist, die ich bei Funduk auffand (Fig. 50).

Die Kultstätten der Kybele, und zwar in der Hauptsache vor der phrygischen Invasion, waren die Stufenaltäre, d. h. Bilder der Göttin selbst, in „abgekürzter“ Form, wie weiter unten erörtert werden wird, auf deren Knien man die Opfergaben niederlegte. Damit ist schon gesagt, daß ich mich der Ansicht Körtes, es seien Götterthronen, nicht anschließen kann.

Ramsay, Reber und Perrot sehen als Gegenstand der Verehrung den runden Stein über den Stufen an. (Perrot l. c. 5, p. 149.) Sarre hat diesen Stein, wie Körte meint, richtig als Rücklehne des Götterthrons betrachtet, der den Himmelsgöttern geweiht war. In Phrygien spielte die Erdmutter Kybele wohl die Hauptrolle im Kult; ferner ist nach Ramsay (Journ. of As. Soc. 15, Taf. 3) ein derartiger Stein durch Inschrift als der Kybele geweiht beglaubigt. Die Kreislinien an der „Rücklehne“ des großen Altares sieht Körte (Athen. Mitteil. XXIII, S. 120) als Verzierungen an, „denn man hat schwerlich je Umrisse der Figur auf die Rücklehne eines Thrones geritzt.“ Das ist richtig, aber die Lehne ist eben nicht das, wofür Körte sie hält, sondern der ganze „Altar“ ist eine Stilisierung und Abbeviatur der Göttin selbst.

Die Niobe am Sypilos ist noch ganz als Statue zu betrachten, die ihr ähnliche Kybele in Jasilikaja (Perrot l. c. 5, p. 151) ist schon der Übergang von der Statue zum Stufenaltar. Ein weiterer Fortschritt in der Stilisierung ist der „Altar“ (Fig. 51), den ich beim

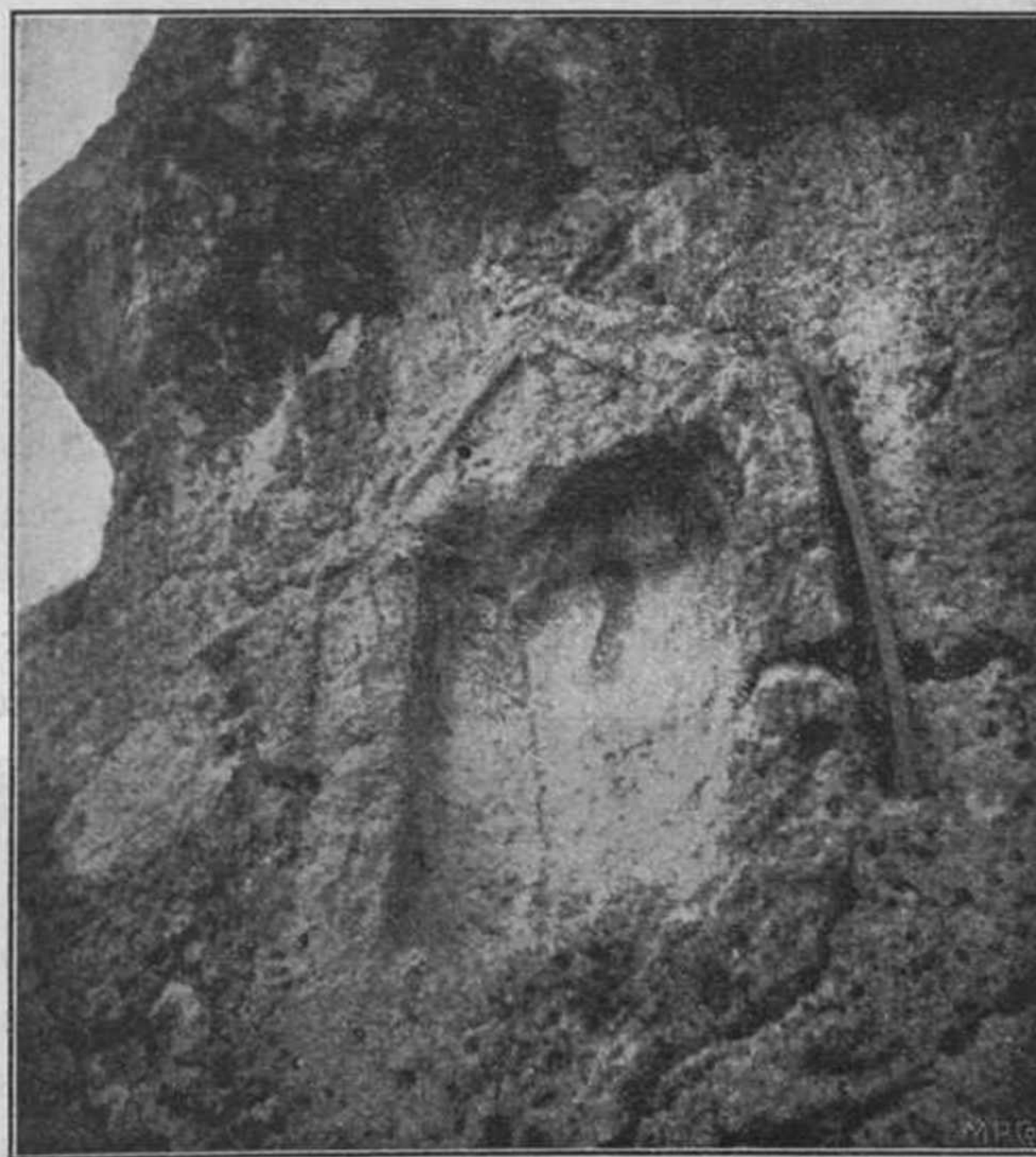
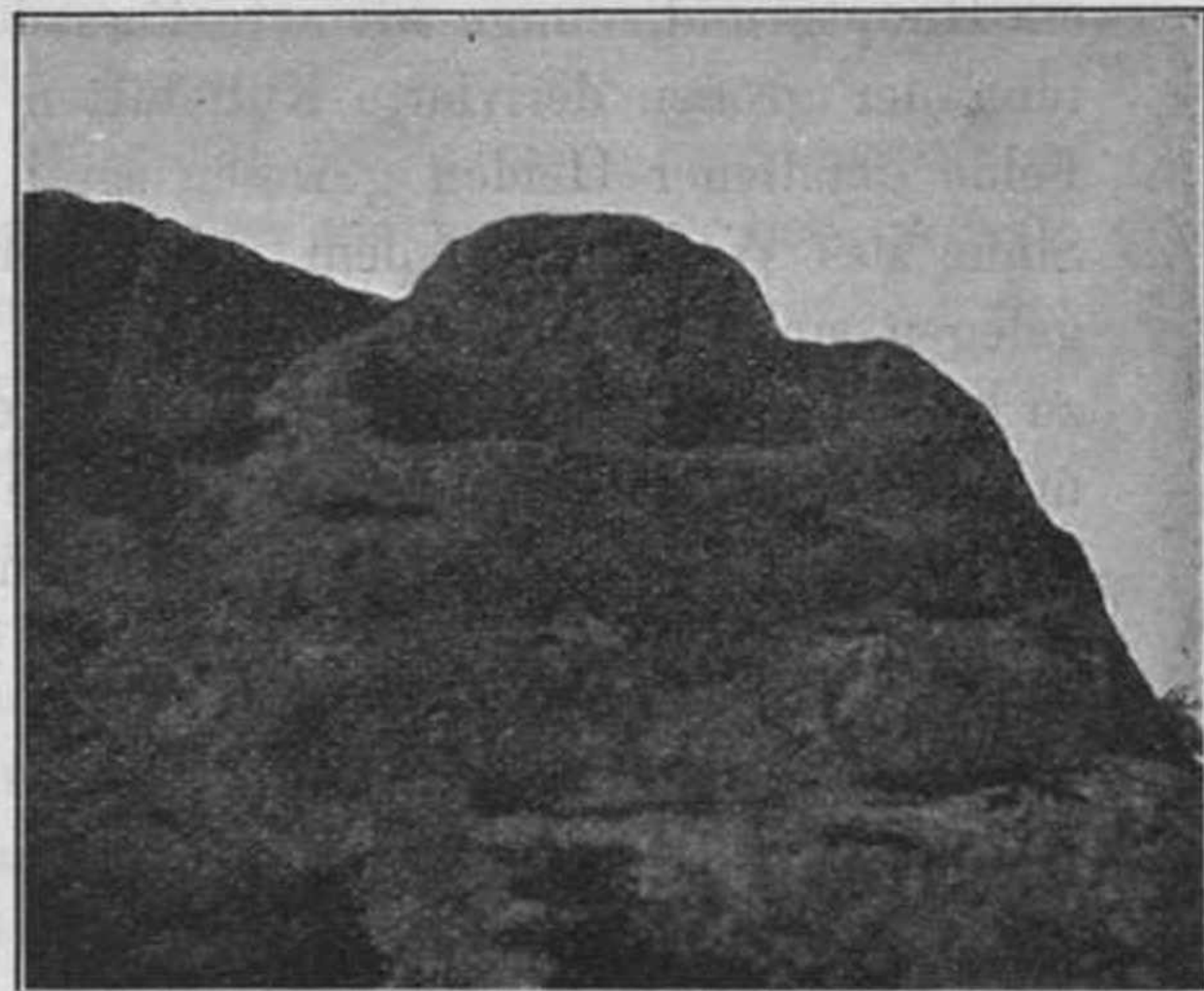
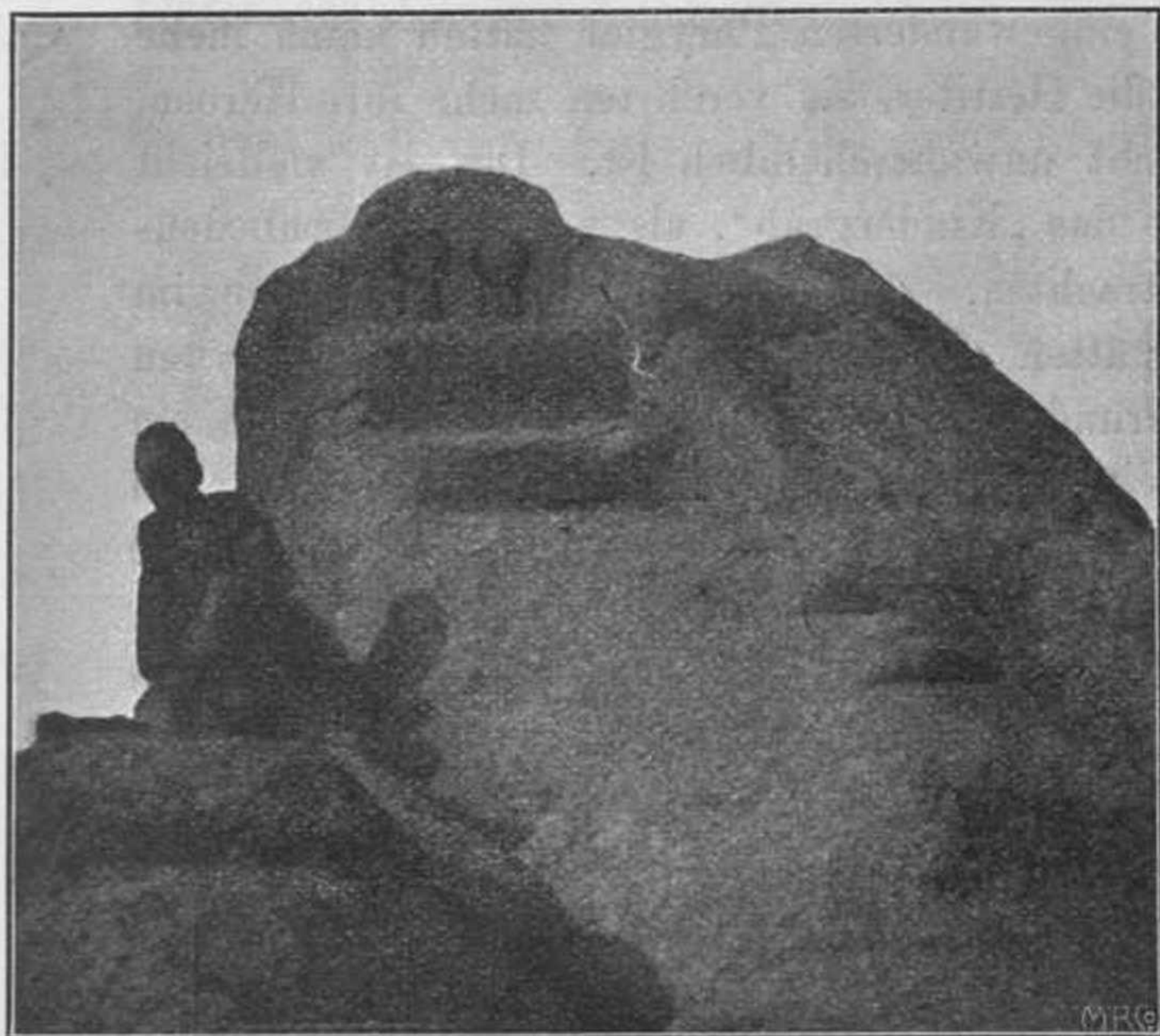


Fig. 50. Kleine Fassade bei der Kaleh von Funduk.

Fig. 51¹⁾ und 52. Altäre bei der Midasstadt.

„Saalfelsen“ fand. Die zwei Köpfe hier sind leicht als Götterpaar — Atys und Kybele — zu erklären, die langen Hälse lassen wohl keinen Zweifel, daß Köpfe und nicht Verzierungen gemeint sind. Nur noch Kreise mit Schulterandeutung sind auf dem nicht weit davon befindlichen „Altar“ (Fig. 52) zu sehen. Bei Fig. 51 und 52 und ebenfalls bei Perrot l. c., p. 150 ist die Fläche, die die Kopfumrisse trägt, abgerundet.²⁾ Lassen wir die



Fig. 53.

leichte Zeichnung fort, so erhalten wir zwanglos die Formen, die Perrot l. c., p. 149 gibt; die meisten der Altäre haben vier Stufen; die erste wäre als Brust der sitzenden Figur, die zweite als Knie, die dritte als Füße, die vierte etwa als Piedestal zu erklären. Bei einigen anderen Anlagen hat man dann die Stufen fortgelassen und sich nur auf die Gesichter beschränkt, die durch die Kreise symbolisiert werden (Fig. 53). Das ist ein weiterer Beweis gegen Körtes Annahme, denn wie ist ein Götterthron denkbar, der nur aus einer verzierten Rückenlehne besteht? Von dem kleinen Altar

¹⁾ Ich muß bemerken, daß Fig. 51, 52 und 53 leicht retouchiert sind, weil die charakteristischen Details in der Reproduktion nicht deutlich erkennbar waren. Ich kann aber versichern, daß diese Nachhilfe nur den (leider nicht sehr gut ausgefallenen) Photographien und vor allem dem Tatbestand der Originale selber genau entspricht.

²⁾ Ich kann auf Grund genauer Besichtigung der Anm. 2 bei Körtes in Athen. Mitteil. XXIII, p. 120 nur zustimmen.

zwischen Düver und Arslankaja, den Reber nur in Zeichnung publiziert hat, bringe ich der Vollständigkeit wegen eine Photographie (Fig. 54). Ich glaube, daß Stufen und Fassade

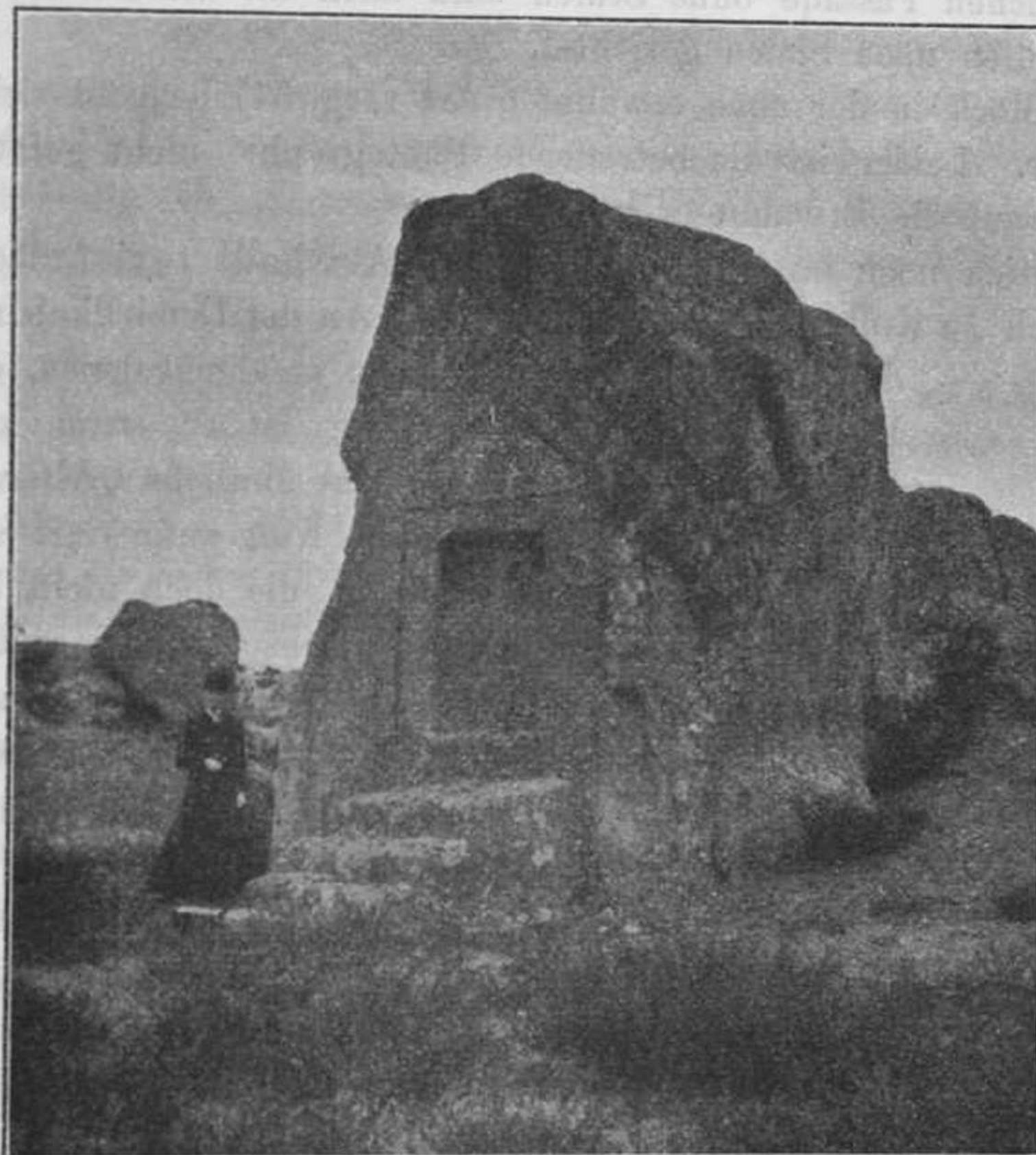


Fig. 54. Kybelealtar zwischen Düver und Arslankaja.



Fig. 55. „Altar“ auf der Demirlikaleh.

nicht gleichzeitig sind, denn die Figur und Stufen sind eigentlich ein Pleonasmus und zeigen, daß man in dieser Zeit die eigentliche Bedeutung der Stufen schon vergessen hatte. Spuren einer ähnlichen Fassade ohne Stufen sind auch an der Demirlikaleh. In vielen Fällen sind die Stufen nach Süden gerichtet.

Ein runder Block in der oben erwähnten Art (Fig. 51) befindet sich in einer Grotte bei Sabundji-Bunar. Leider ist die betreffende Photographie nicht geraten und muß ich mich hier deshalb auf die Erwähnung beschränken.

Endlich muß ich noch im Anschluß an diesen Abschnitt zwei Anlagen anführen, die möglicherweise auch zu Kultzwecken gedient haben. An der Demirlikaleh ist ein Altar (?),

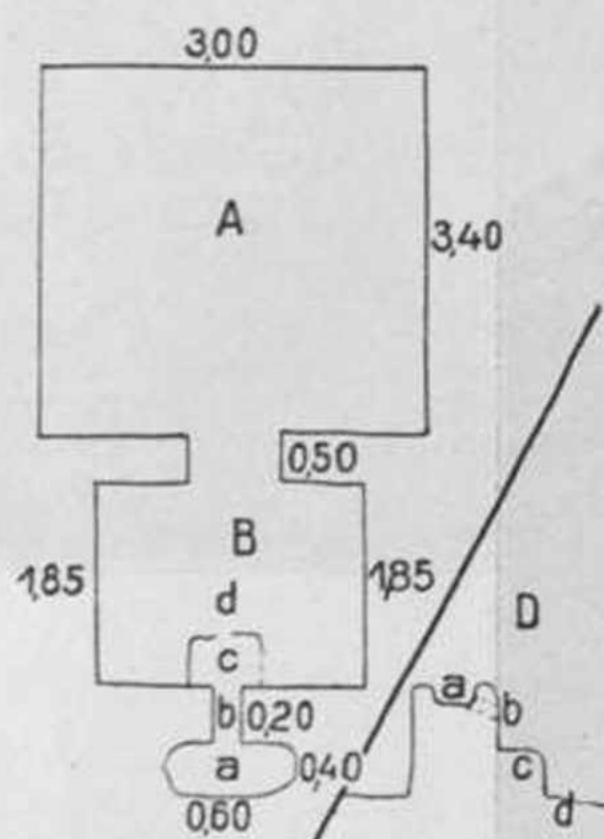


Fig. 56. Plan einer Grotte bei Götschekissik.

den Figur 55 veranschaulicht; er ähnelt denen, die sich auf einem Fels gegenüber befinden, nur ist er etwas komplizierter, mit Rinnen etc. Solange wir nicht ähnliche „Altäre“ zum Vergleich haben und genauer über den Kult aufgeklärt sind, halte ich es für besser vage Mutmaßungen, die doch nicht begründet werden könnten, zu unterlassen. Ebenso ist es mit der Grotte bei Götschekissik (Fig. 56), bei der die Vorrichtung a, b, c zum Opfern oder Eingießen von Spenden gedient haben mag. Die Hauptkammer A hat eine dachförmige Decke. Raum B halb offen, davor eine Ausbuchtung a, von der eine offene Rinne b zu einer Stufe c führt. Die Zeichnung rechts unten D zeigt das im Durchschnitt. In der Kammer A ist eine kleine Bank. In der Nähe befinden sich noch drei ähnliche Anlagen, eine davon mit Arkosolien, die jedoch ganz willkürlich angebracht und späteren Ursprungs sind.

Über die Quadratmuster der Fassaden.

Nach Erledigung der Grabfrage tritt eine zweite Frage an uns heran: die der Ornamentik. Daß die Fassaden Imitationen von Holzhäusern sind, ist festgestellt. Schwierigkeiten in der Erklärung machen nur einige Details der Muster. Ich möchte hier nur kurz auf die beiden Hauptmeinungen Rebers und Körtes eingehen. Körte glaubt aus einigen Funden besonders in Gordion¹⁾ schließen zu können, daß die Verkleidung der Wände mit

¹⁾ Ich möchte an dieser Stelle einige Bemerkungen zu dem interessanten Rekonstruktionsversuch des phrygischen Tempels von Gordion (Körte, Gordion, 1904) machen. Die Kacheln (Gordion p. 164) sind keine Kacheln im eigentlichen Sinne, sondern Imitation der schon besprochenen Holztechnik, die ihrerseits wieder Imitation von Geweben ist, Kacheltechnik ist stets nur in einem Niveau denkbar (cf. auch die Vase von Idrias, Perrot, V, p. 328 f., wo das Motiv durch Flecht- oder Webetechnik zu erklären ist. Ebenso die Siebkannen, Gordion, Tafel III). Wären bei diesen Bauten wirklich Kacheln zur Verwendung gekommen, so würde es auffallen, daß im phrygischen Zentrum in Jasilikaja, wo doch derartige Bauten häufig gewesen sein müßten, bis jetzt auch nicht ein Überrest einer Kachel, dieser so äußerst widerstandsfähigen Materie, gefunden worden ist. Ich habe daraufhin 1904 noch besonders die großen Schutthalden an der Midasstadt untersucht und fand eine Masse Scherben, von Kacheln jedoch keine Spur. Die Rekonstruktion mit nur drei und zehn Fragmenten halte ich für gewagt, es wäre merkwürdig, daß sich nicht mehr gefunden haben. Die Schlüsse, die Körte (Gordion 219 ff.) dann daraus ableitet, sind auf Grund so wenig sicher feststehender Kombinationen wohl verfrüht. Die Anbringung der kleinen Quadrate um die Tür ist nur ein Notbehelf, um sie zu plazieren, denn bei keiner der Fassaden findet sich ein Analogon;

Kacheln geschehen sei. Dem stellen sich zwei Einwürfe entgegen, erstens, daß die Anbringung von Kacheln auf Holz technisch ihre Schwierigkeiten hat, und zweitens die Kombination von Gerade- und Übereckquerstellung von Kacheln vereinigt, wie wir sie am Midasgrab finden. Letzteres ist in wirklichen Kacheln nicht gut ausführbar.

Aus rein technischen Gründen ist das nicht möglich; denn man findet wohl Kachelmuster in der Art, wie in der kleinen Nische in Jasilikaja, nie aber mäanderartig angeordnet.¹⁾ Über das Nichtvorkommen von Kachelresten in Jasilikaja habe ich schon in der Anmerkung gesprochen. Reber ist der Meinung, daß diese Muster als Imitationen

gerade die Scheintüren kopieren aufs treueste eine wirkliche Tür. Was die Verwendung der bildlichen Darstellungen bei der Rekonstruktion anbelangt, kann sich Körte nicht auf die Felsfassaden berufen, denn nirgends außer am späten Arslankaja finden sich bildliche und Quadratmuster vereint, es sei denn, man nimmt eine sehr viel spätere Verfallperiode an; gleichzeitig mit den „klassischen“ Fassaden dürfte etwas derartiges auf keinen Fall sein. Gehen wir zu den einzelnen Details über und beginnen wir mit der „Sirene“ (Körte, l. c., p. 168). Körtes Hang, in allem griechische Vorbilder zu sehen, läßt ihn aus dem plumpen Vogeltorso eine Sirene machen, weil er angeblich eine Halskette trägt. Ich kann das aus der Abbildung nicht ersehen, die schwach erkennbare Linie kann ebensogut den Ansatz des Halsgefieders, das sich ja bei vielen Vögeln scharf markiert, bedeuten. — Die Platten: Es ist merkwürdig, daß, wenn sie in der für die Rekonstruktion von Körte vorauszusetzenden Anzahl verwendet sein sollten, nicht mehr erhalten sind. Soviel ich aus dem Text ersehen kann, sind zwei Fragmente der Hirschjagd erhalten. Wenn man die Umrisse der Figur 142 auf durchsichtiges Pergament durchpaust und auf Figur 141 legt, so ergibt sich, daß der Fuß des Kriegers viel zu lang und klumpfußartig ist, daß der Schildrand nicht zu sehen ist, daß überhaupt beide Stücke nicht aus derselben Form kommen, außerdem hat allem Anschein nach das Pferd auf Figur 141 den Fuß gehoben, während das Tier auf Figur 142 ruhig steht. Auch ist auf den beiden Stücken die Ausführung des Beinansatzes eine verschiedene. Wie Körte selbst sagt, erinnert die Darstellung an orientalische Jagdszenen; ich kann dem nur beipflichten und möchte besonders auf die Jagd von Saksche-gözu und die Darstellung eines Streitwagens in Sendjirli hinweisen (Perrot, l. c., 4, p. 279 und Sendj., a. a. O., III, Tafel 37), da derartige Vorbilder hier wohl näher liegen als griechische. Von den p. 159 erwähnten Details der Haare etc. kann ich auf der Abbildung nichts erkennen. Zum Krieger kann ich nur das beim zerbrochenen Grab gesagte wiederholen: Ehe die Besichtigung dort nicht möglich ist, muß ich jeden Vergleich ablehnen. — Platte mit Stier und Löwe: Der Stierkopf ist rein orientalisch (cf. Perrot, l. c., 2, p. 291, 323). Soweit ich nach Figur 143 urteilen kann, ist der Unterleib des Löwen doppelt so breit, als der des Stieres, und war letzterer deshalb wohl beträchtlich kleiner als der Löwe, mithin sind sie kaum auf einer Platte zu vereinigen, daher ist die Plattengröße und der Vergleich mit der Hirschplatte nicht sicher. — Platte mit Ziegen (dasselbe Tier auf der oben erwähnten hettitischen Vase im Louvre): Ob der unterste Zweig des Baumes so lang war, wie auf der Rekonstruktion, ist nach Figur 145 nicht sicher. Warum zieht Körte hier aber griechische Vasen etc. und sogar italische Kunst zum Vergleich heran, wenn asiatische Motive so ungleich näher liegen? (Prisse, II, 85). In Sendschirli (Ausgrabungen 1902, III, Tafel 38) kommt fast genau dieselbe Darstellung vor, nur ist wegen der Form der Platten die Darstellung etwas steiler. — Stirnziegel: Der Löwe Figur 136 deckt sich fast mit dem von Arslankaja bei Düver, bei dem wir bereits asiatischen Einfluß besprochen haben. Der Greif erinnert an den Panther, der dem Gatten der Göttin in Bogaskeuj als Piedestal dient, besonders der erhobene Schweif. Die aufgebogene Flügelform ist fast dieselbe, wie die des Doppeladlers am selben Relief (Perrot 4, p. 624). Es scheint also auch bei den „Tempel“-Funden von Gordion, soweit man auf Grund der vorliegenden Abbildungen und des lückenhaften Materials urteilen kann, asiatischer Einfluß eher in Betracht zu kommen, als griechischer.

¹⁾ Ich will damit nicht sagen, daß ich das Muster dieser Nische für Imitation von Kacheln halte. Vielmehr ist hier gerade deutlich ersichtlich, daß es sich um die Nachahmung von ausgestemmter Arbeit in Holz handelt, der ein jetzt noch häufig anzutreffendes Webe- resp. Flechtmuster zum Vorbild gedient hat.

von Geweben zu deuten seien. Dafür spricht die häufig in der Gewebetechnik vorkommende verschiedene Achsenstellung der Quadrate. Schwer zu erklären ist allerdings das Muster auf den Seitenteilen der Fassaden, die den Pfosten des Hauses entsprechen würden. Nach meinem Erklärungsversuch der Entstehung des Holzbaues in diesen Gegenden (oben S. 665) ist das Anbringen von Matten selbstverständlich und man kann sich denken, daß man das kleinere Muster der Borte, denn die größeren Mäandernetze füllen den Mittelraum aus, auf die Pfosten übertrug (auch bei modernen Teppichen der Anatolier wird die Borte oft durch übereck gestellte Quadrate verziert). Als Beleg dafür möchte ich das Muster eines Türrahmens aus Kümbet anführen, das dem Gesagten genau entspricht. Auf meine Frage, woher man das Muster hätte, antwortete mir ein alter Bauer: Die Teppiche machen sie (d. h. die Frauen) ebenso. (Abbildung in „Zeitschrift für Ethnologie“ 1905, I, p. 121.)

Gehen wir jetzt zu den einzelnen Fassaden über; sie sind von den oft zitierten Autoren so eingehend behandelt, außerdem im ganzen untereinander so ähnlich, daß wir bei ihrer Besprechung relativ kürzer sein können, als bei der der bildlichen Fassaden. Beginnen wir mit dem Midasgrab. Die Inschriften und der Schacht sind bereits besprochen, ich hätte nur noch hinzuzufügen, daß ich bezüglich des Akroters der Meinung Rebers bin, der annimmt, daß es nicht kreis- sondern hakenförmig war. Dort oben also den Standpunkt der *χαλκήη παρθένος* zu suchen, halte ich für ausgeschlossen, denn die Spalte über dem Akroter ist erst durch Erdbeben entstanden, das die ganze Fassade gespalten hat. Zur Stilkritik bleibt nach Rebers und Körtes Ausführungen nichts mehr zu sagen übrig.

Arezastis.

Stilistisch eng an das Midasgrab schließt sich die Fassade mit der Inschrift Arezastis etc. Sie ist nicht so imposant, wie das Midasgrab, im Detail aber ruhiger und einfacher. Schwierig ist die Erklärung des Loches, das man hineinzuschlagen versucht hat. Nimmt man an, daß da, wo das Muster aufhört, eine Erdterrasse anfing, so könnte man das Loch wohl für angefangene Arbeit von Schatzgräbern halten. Leider mußte ich 1904, durch Witterungsverhältnisse gezwungen, meine Absicht, die Fassade zu besuchen und nach einem eventuellen Schacht zu forschen, aufgeben. Nach Reber wäre in der Anhäufung vor der Fassade nach einem Grab zu suchen, ich kann dem nicht beipflichten; wir müssen immer an der Voraussetzung festhalten, daß man den Eingang möglichst geheim hielt, deshalb der komplizierte Eingang beim Midasgrab, die Deckel etc., deshalb die Scheintür; zu betonen ist noch an dieser Stelle, daß die benachbarten lykischen Fassaden allgemein als Gräber anerkannt werden und nicht als Kultstätten, die den Tempel der Gottheit imitieren. Körte schreibt am Schluß über Arezastis (l. c., p. 118): „Dies ändert nichts an der Tatsache, daß die eigenartige Kunstform der prächtigen Fassade für den Kult der Göttermutter erfunden war und nichts mit der Totenbestattung zu tun hat.“ Den Beweis dafür bleibt er schuldig. Die Ergänzung der Scheintür durch Bemalung wird als sehr wahrscheinlich angenommen, was hätte sonst die Hausimitation ohne Tür auch für einen Sinn?

Gordiosgrab.

Die dritte große Fassade des Bezirks ist das Gordiosgrab. Ich bleibe der Einfachheit wegen bei dieser Benennung, obgleich ihre Richtigkeit nicht bewiesen ist. Reber kritisiert die Fassade kurz folgendermaßen: Sie hat keine Inschrift, kein bearbeitetes Mittelfeld, Scheintür oder Nische. Der Fries ist hellenische Entwicklung eines orientalischen Motivs. — Der Fries ist das neue Element der Fassade und berührt eigentümlich bei der Imitation eines Holzbaues. Halten wir aber an der Theorie fest, daß die Ornamentik der Fassaden aus Geweben abgeleitet ist (die fehlende Verzierung des Mittelfeldes ist hier wie bei Arezastis durch Malerei ausgeführt zu denken), so wird es uns verständlicher, denn auf mesopotamischen Geweben findet sich ein ähnliches Motiv. Es hat mit offener und geschlossener Blüte im Orient existiert, ehe es nach Griechenland kam.¹⁾

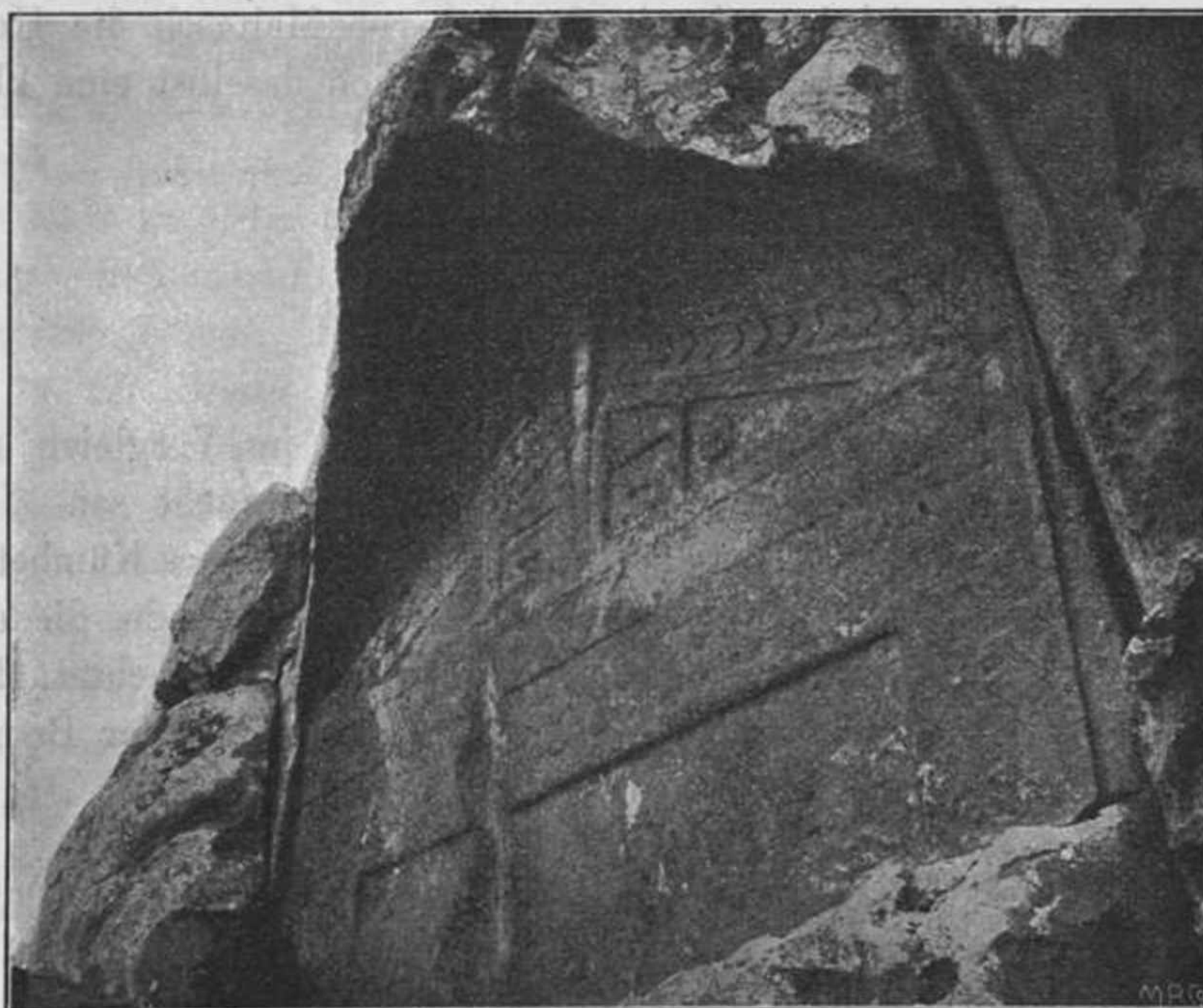
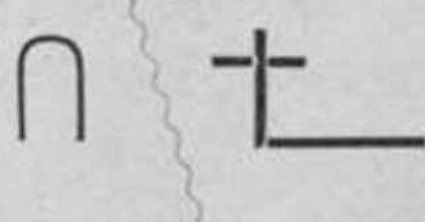


Fig. 57. Das „Gordios-Grab.“

Da die Fassade nicht vollendet wurde, nimmt Körte an, daß man zum Ersatz für die fehlende Kulnische wohl die kleine Scheintür unterhalb angefertigt habe. Falls diese wirklich Kulnische und nicht nur ein kleines Kenotaphion war, beweist das erst recht, daß die große Fassade nicht zu Kultzwecken bestimmt war. Wäre dies der Fall gewesen und griff man überhaupt wieder zum Meißel, dann war es doch viel einfacher die Nische

¹⁾ Ich führe hier nur folgende Beispiele an: Perrot 2, p. 329, entlehnt der Kunst der 18. Dynastie; nach unten gerichtet l. c., II, p. 290, 291. Ferner Perrot, II, 730, geschlossene Blumen, Knospen, a. a. O., II, 320.

in der Mitte des Felsens unterhalb der großen Fassade anzubringen (wie es außerdem die natürliche Beschaffenheit des Felsens sehr erleichtert hätte), an der Stelle, wo bei Vollendung die Scheintür gewesen wäre. Statt dessen brachte man sie schief und regellos irgendwie nebenbei an. Das widerspricht dem Gefühl für Regelmäßigkeit, wie es uns in so hohem Maße in den Fassaden entgegentritt. In keinem Bericht ist erwähnt, daß jemand den Fels oberhalb abgesucht hätte. Ich fand dort einen zwar verwitterten, aber deutlich erkennbaren „Altar mit Seitenlehnen“, ähnlich denen gegenüber der Demirlikaleh. Daraus ergibt sich nun folgendes: entweder ist dieser Altar älter als die Fassade, dann ist es auffallend, gerade unter ihm eine zweite Kultstätte zu errichten; oder er ist jünger, so ist das vice versa ebenso auffallend. Außerdem, warum verwandte man nicht die Arbeit, die zur Herstellung des Stufenaltars erforderlich war, zur Vollendung der Fassade? Wir können nun also aus den Ausführungen p. 695 ff. schließen, daß der Stufenaltar älter war und die Fassade keine Kultstätte war; neben diesem heiligen Ort das Grab für einen König zu schaffen, ging sehr gut an, nicht aber eine zweite Kultstätte. Über der Fassade ist ein großer Spalt im Fels sichtbar, der in der Art von Maltasch die Herstellung eines Grabschachtes sehr erleichtert hätte. Endlich befindet sich daselbst eine kleine geglättete Fläche mit folgenden Zeichen:



einige folgende Zeichen sind unkenntlich.

Man hat vom Gordiosgrab gesagt, daß die Fassade im Vergleich zum Midasgrab gewissermaßen an einer weniger hervorragenden Stelle angebracht sei. Ich möchte nur bemerken, daß das nicht zutreffend ist, denn wenn man das Tal des Kümbetsu von Kümbet her hinaufkommt und sich Jasilikaja nähert, so ist die erste Fassade, die einem in tiefem Orange gelb, besonders am Nachmittag und gegen Abend entgegenleuchtet, das Gordiosgrab. Wie sehr müßte das erst bei gänzlicher Vollendung und glänzender Bemalung der Fall gewesen sein.¹⁾

Maltasch und Arslankaja.

Wir kommen jetzt zu zwei Fassaden, die aus verschiedenen Gründen augenscheinlich zusammengehören, Maltasch und Arslankaja bei Düver, als Fassade mit Mäandermuster. Die ins Auge fallendste Eigentümlichkeit, die bisher noch von niemand erwähnt ist, sind die kleinen Quadrate, mit denen das Mäandermuster selbst verziert ist. Es ist das wohl als Degenerationserscheinung zu deuten, die ruhigen großen Linien genügten nicht mehr; um sie reicher zu gestalten wurden sie selbst noch gegliedert und verziert. Mit der Kacheltechnik sind diese kleinen Quadrate wohl schwer zu vereinigen, leicht dagegen mit Weberei oder Flechtereie. Auch in anderer Beziehung stehen beide Fassaden nicht mehr ganz auf der Höhe der vorhergehenden der Midasstadt: die Pfosten, die den Giebel tragen, sind nicht mehr breit und kräftig, sondern schmal und dürftig beim Maltasch, bei

¹⁾ Die Rosette auf Körtes Akroterzeichnung (Gordion, p. 222) scheint mir nicht ganz genau zu sein. Figur 57 verbessert das. Bei Körte ist sie offen wiedergegeben, was nicht der Fall ist.

Arslankaja bei Düver nur durch eine Reihe übereckgestellter Quadrate angedeutet. Bei beiden ist das Muster nicht genau berechnet. Das von Maltasch (cf. Fig. 58) besteht, wie das des Midasgrabes aus einem Quadrat, an dessen vier Ecken sich je ein gleich großes anschließt; beim Maltasch läßt sich jedes wieder in 16 kleine, ich möchte sagen Quadrateinheiten, zerlegen. Alle fünf bilden ein großes Quadrat, das $10 \cdot 10$ Einheiten umfaßt. Beim Midasgrab nun ist dies große System je dreimal in der Breite und Höhe vorhanden, das mittlere System der untersten Reihe fällt fort und ist durch die Tür ersetzt. Daraus ergibt sich eine ruhige und harmonische Wirkung. Anders beim Maltasch: wir haben da in der Breite nur zwei der großen Quadrate und Bruchstücke solcher an den Seiten (ohne die Intervalle, je zwei Einheiten). Um einen einigermaßen einheitlichen Eindruck zu machen müßten wenigstens die Kreuze, die durch die Intervalle gebildet werden, vollständig sein, aber auch hier fehlt an jeder Seite eine Einheit.

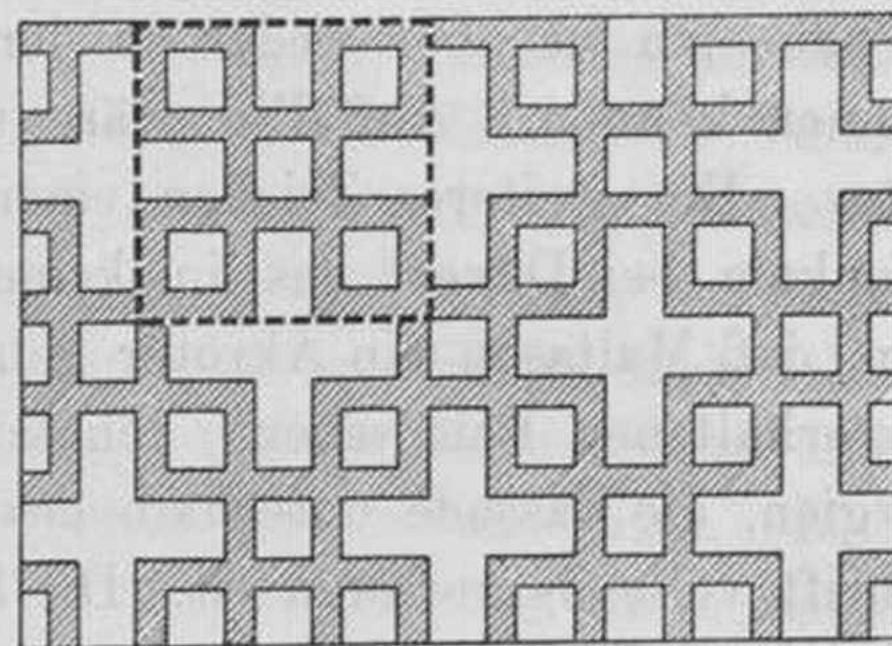


Fig. 58. Muster des Maltasch.

Fig. 59 ist ein Rekonstruktionsversuch des Musters von Arslankaja bei Düver. Es hat als Grundform acht Quadrate in der Breite und fünf in der Höhe, von denen man jedes wieder in 16 Einheiten zerlegen kann; an den Seiten sind dann noch Intervalle und ein Streifen, ein und zwei Einheiten. — Durch die Tür fallen fort (cf. Fig. 59):

A. gänzlich: 3 d, 3 e, 4 e, 4 d, 5 d, 5 e, 6 d, 6 e;

B. teilweise: vier äußerste Einheiten vertikal rechts von 3 c, 3 d, 3 e;

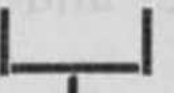
von 7 c, 7 d, 7 e; " " " " links

je drei seitliche Einheiten von 2 c, 7 c;

drei und vier untere Einheiten von

3 c, 4 c, 5 c, 6 c;

fest steht nur das Muster  (cf. Fig. 60), gebildet

von b 1, b 2, c 1, c 2, d 1, d 2, e 1, e 2. Es findet sich auch an kypriotischen Vasen. (Im Louvre, Vasensammlung, Saal A, Nr. 95—117.) Jeder Versuch, die ganze Fassade diesem Muster oder  anzupassen,

und dabei eine auch nur annähernd regelmäßige Figur über der Tür (d. h. von 4 a, 4 b, 5 a, 5 b) zu erhalten, scheitert an den auf der Photographie deutlich erkennbaren Linien α , β , γ , δ , ϵ . Trotz aller Mühe, die ich mir damit gegeben habe, mußte ich darauf verzichten,

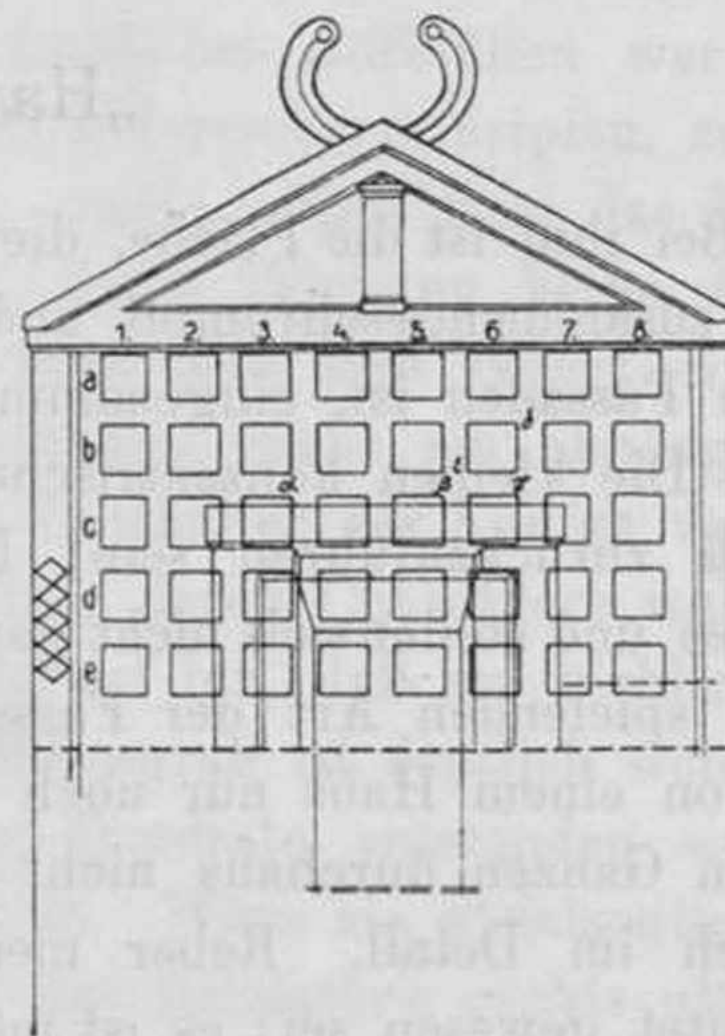


Fig. 59. Schema des Musters von Arslankaja bei Düver.

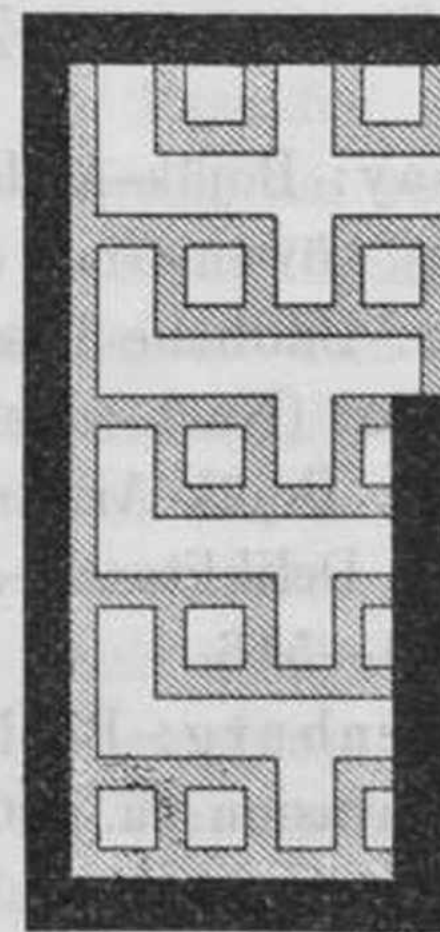


Fig. 60. Muster der linken Seite von Arslankaja bei Düver.

diese für die Stilbestimmung so interessante Frage zu lösen. Die dafür wichtigsten Teile der Fassade über der Tür etc. sind leider zu sehr beschädigt. Ich will die Möglichkeit einer Rosette über der Tür (Körte) nicht in Abrede stellen. Mit auch nur einiger Sicherheit habe ich sie aber weder an der Fassade selbst noch auf verschiedenen Photographien erkennen können. Auffällig wäre sie allerdings sehr mitten in einem strengen Quadratmuster. Ein weiteres Zeichen einer dekadenten Kunst ist das schwächliche Akroter von Arslankaja bei Düver, das in keinem Verhältnis zu den Dachbalken steht. Ich glaube kaum, daß Maltasch ein Akroter gehabt hat, man müßte sonst noch Reste auf dem rechts oben erhaltenen Fels sehen. Ich konnte leider 1904 konstatieren, daß, wie so häufig in Phrygien, die Fassade unterhalb des angeschwemmten Erdreichs sehr gelitten hat, und die Inschrift vollends verloren ist. Die Luft scheint den Stein zu verhärten, während die Erdfeuchtigkeit ihn zersetzt. Trotzdem wäre eine Freilegung der Fassade (und auch des Schachtes) wegen der Scheintür etc. von großem Interesse.

„Hausgrab“ bei Bakschisch.

Bei ihm ist die Fläche, die beim Midasgrab das Mäandernetz trägt, in einen schmalen Streif zusammengeschrunpft und wird von der Scheintür, die größer und tiefer als bei den andern Fassaden ist, eingenommen. Die Grundform der Tür ist dieselbe wie beim Midasgrab. Die kleinen konzentrischen Kreise können wohl, wie Reber meint, auf persischen Einfluß zurückzuführen sein; Rundbalkenprofile sind weniger leicht ersichtlich.¹⁾ Ihr häufiges und stellenweis nicht ganz motiviertes Vorkommen erklärt sich aus der, ich möchte sagen, spielenden Art der Fassade. Das Grundmotiv ist bereits derartig verkannt, daß man von einem Haus nur noch Dach, Stützpfeiler und Tür gelassen hat. Wie man sich also im Ganzen durchaus nicht mehr streng an den Grundgedanken gehalten hat, so ist es auch im Detail. Reber meint, daß das Dach, das an Maltasch erinnert, nie ganz bearbeitet gewesen sei; es ist möglich, daß dies absichtlich geschehen ist, um in möglichst realistischer Weise den Dachbelag darzustellen.

Zeitansetzung der Fassaden.

Ramsay: Bojük-Arslan-Tasch 9. Jahrhundert, geometrische Fassade ca. 8. Jahrhundert, Zerbrochenes Löwen-Grab ca. 700.

Reber: Bildliche Fassade vor der phrygischen Invasion, geometrische Fassade später bis Perserzeit. (Nach einer Besprechung März 1905 in München.)

Perrot: Bojük-Arslan-Tasch ca. 550, geometrische Fassade 8.—7. Jahrhundert.

Körte: Deliklitasch am ältesten, bildliche und geometrische Fassade nicht zeitlich getrennt, 630—546.

Brandenburg: Bildliche Fassade Zeit der älteren Sendjirliskulpturen (ca. 1000) bis phrygische Invasion ca. 800, geometrische Fassade Invasion bis Kimmerereinfall.

¹⁾ Es muß hier auf die Ähnlichkeit mit dem merkwürdigen „protoionischen“ Kapitell in Ajas-In hingewiesen werden (Reber a. a. O., Tafel XI), wenn letzteres wohl auch bedeutend später entstanden ist.

Wenn wir bei der Stilbesprechung kürzer waren, so müssen wir etwas eingehender die Zeitansetzung behandeln, weil hier, wie die obige Tabelle zeigt, große Uneinigkeit herrscht. In den einleitenden Zeilen über die geometrischen Fassaden versuchte ich ihr plötzliches Auftreten mit der Annahme zu erklären, daß sie durch Vorfinden der Herrensitze ihrer Vorgänger angeregt wurden, diese in Stein als ewige Wohnstätten der Verstorbenen zu kopieren. Da ihnen Giebelhäuser aus ihrer thrakischen Heimat möglicherweise schon bekannt waren, gefielen ihnen diese Bauten mehr, als die Felswohnungen, ein Grund mehr sie als Totenwohnung im Fels zu kopieren. Es ist nun aber bei Körtes und Rebers Zeitbestimmung auffällig, daß die Phrygier erst nach dem Aufhören ihrer Macht und politischen Selbstständigkeit diese gewaltigen Denkmäler geschaffen haben sollen. Die großen Herrscher, der Midas, der um 700 seinen Thron nach Delphi schickte, hätte selbst nichts getan, um seinen Namen zu verewigen? Wir können kaum annehmen, daß während der Kimmererzeit, d. h. während einer Periode wirtschaftlichen Verfalls und politischen Niedergangs gewaltige Monumente entstanden sind. Es bleibt also nur noch die Zeit übrig, in der Phrygien lydischer Vasallenstaat war. Ein wirtschaftliches Aufblühen war da sehr wohl möglich, es widerspricht aber durchaus orientalischen Herrscherprinzipien, zuzulassen, daß mit Vasallenkönigen ein derartiger Kult getrieben wurde. Man muß das Midasgrab in seiner imposanten Kraft und Größe gesehen haben, deren Wirkung keine Abbildung ganz wiederzugeben im Stande ist, und unwillkürlich muß man sich sagen: ein solches Werk konnte nur ein freier Fürst auf freiem Boden schaffen, nicht ein abhängiger, der nur dem Namen nach noch König war, in Wirklichkeit Statthalter der Könige von Lydien. Man könnte noch einen Einwand erheben, die Inschriften, deren Charaktere wohl jünger sind als 696. Nichts weist mit zwingender Sicherheit darauf hin, daß sie wirklich gleichzeitig mit den Fassaden sind. Bei BABAME etc. am Midasgrab ist deutlich sichtbar, daß die Buchstaben nach Entstehung der übereckgestellten Quadrate entstanden sind. Man nimmt an, daß diese Inschrift ein „fecit“ des Künstlers ist. Wäre sie gleichzeitig mit der Fassade entstanden, warum hat man denn nicht noch das Randstück rechts glätten und sie dort anbringen können, statt die Fassade zu verschmieren, um einen derben aber hier angebrachten Ausdruck zu gebrauchen. Wieviel mehr ist das noch bei Arezastis der Fall, regellos ist die Fassade beschrieben, nur in der Mitte nicht, ein Beweis für die Annahme der Bemalung. Muß man nicht bei genauer Betrachtung zu dem einfachen Schluß kommen, daß Künstler mit so hohem Stilgefühl, wie die Anfertiger der Fassaden, sich nicht ihr eigenes Werk später durch höchst unregelmäßig angebrachte Inschriften verunziert haben würden. Sie hätten das dann wenigstens regelmäßig getan und die Inschrift ornamental verwandt. Warum finden wir denn beim unvollendeten Gordiosgrab keine Inschrift, obgleich der Giebel und ein großer Teil schon fertig war? Bei Arslankaja bei Düver kann man auf der Photographie erkennen, daß die Teile der Giebelbasis, die die Inschrift tragen, tiefer ausgearbeitet sind als die andern, was auch auf spätere Bearbeitung schließen läßt. Die Gleichzeitigkeit von Fassaden und Inschriften erscheint somit mindestens zweifelhaft. Ich möchte annehmen, daß sie bei späterer Restauration und Neubemalung, in der lydischen Zeit etwa, hinzugefügt worden sind; man hatte nicht mehr das Verständnis für die große einfache Wirkung und wollte vielleicht auch dadurch die Erinnerung an die begrabenen, verehrten Personen auffrischen. Gehen wir jetzt zu den Details der Zeitansetzung über, so ist es schwer zu sagen, welche der geometrischen Fassaden am ältesten ist. Wegen der

Strenge des Stils könnte man Arezastis an die Spitze stellen, absolut sicher ist das natürlich nicht; jedenfalls ist zwischen den drei Hauptfassaden der Midasstadt kein großer, zeitlicher Unterschied. Später anzusetzen sind wohl Arslankaja bei Düver und Maltasch, wegen der besprochenen Degenerationszeichen. In der Einleitung wurde darauf hingewiesen, daß Jasilikaja von Demirli, d. h. dem Zentrum der bildlichen Fassaden, durch ein Gebirge getrennt ist. Eigentümlich ist nun, daß die beiden auf der andern Seite des Gebirges liegenden Fassaden Arslankaja bei Düver und Maltasch die spätesten sind. Man könnte daraus schließen, daß die phrygischen Eroberer auf den Bergfesten von Jasilikaja zuerst festen Fuß faßten und residierten und dann von dort aus die Ebene eroberten, in der ihnen die „Hettiter“ mit ihren so oft erwähnten Streitwagen besser Widerstand leisten konnten. Später mag die Gegend von Bojük-Arslan-Tasch Residenz der phrygischen Könige gewesen sein, da sie fruchtbarer und angenehmer ist als die rauhe Gebirgsgegend von Jasilikaja.

Die Giebelfassaden zeigen — mit Ausnahme des Hausgrabes, das wir schon als „aus der Art geschlagen“ und kleinlich, nach Rebers Meinung für die nachahmende Kaprize eines kleinen Fürsten unter Perserherrschaft halten können — zu große Verwandtschaft untereinander, zu wenig wirkliche Unterschiede und Stilentwicklung, als daß wir für sie einen großen Zeitraum ansetzen müßten. Die phrygische Herrschaft hat ca. 100 Jahre gedauert; wenn wir diese auf fünf Herrscher verteilen mit ca. 20 Jahren Regierungszeit, so erhalten wir dadurch für die Zeit ca. 800—695 eine passende Ansetzung. Um kurz zu resümieren: Politische Gründe, große Stilverwandtschaft, mutmaßlich sekundärer Charakter der Inschriften, alles spricht für die Zeit der Blüte der Phrygierherrschaft, zwischen der phrygischen und der kimmerischen Invasion. Irgendwelchen griechischen Einfluß haben wir nirgends mit Sicherheit konstatieren können.

Anhang I. — Zu den Fassaden.

Ich möchte hier noch einige Beispiele moderner Holzarchitektur in Phrygien bringen, die lehrreich für die Konstruktion der Fassaden sind und vielleicht Aufklärung über die Entstehung einzelner Teile geben, oder wenigstens dazu beitragen können. Figur 61 zeigt ein modernes tscherkessisches Holzhaus in Götschekissik. Durch die Firstverschalungsbretter wird ein Akroter gebildet, das mit dem von Gordiosgrab, oder besser gesagt mit dessen Spitzen, Ähnlichkeit hat. Die beiden Rosetten im Giebel des letzteren könnte man sich aus den beiden Balkenenden der Figur 61 entstanden denken, wenn sie kurz abgeschnitten wären, was man bei der überhaupt flüchtigen Ausführung des Baues vergessen hat.

Figur 62 zeigt die Firstkonstruktion eines andern modernen Holzhauses in Serdjoa. Der Firstbalken C hat ein rundes Profil, das über die Giebelwand hinausragt und etwa der an derselben Stelle befindlichen Rosette am Gordiosgrab entsprechen würde. In ihn ist die Kerbe E eingeschnitten zur Aufnahme der Firststütze A. Die Dachbalken B B ruhen mit ihren abgeschrägten Enden gleichfalls in Kerben in C (D D).

Figur 63 ist insofern interessant, als sich hier die Tragbalken B B in genau derselben Weise vorfinden, wie beim Solongrab (Reber, a. a. O., Tafel 10). Über B B liegen Bretter, über diesen die Lehmschicht D D, die durch den Bretterbelag E E geschützt ist, damit sie



Fig. 61. Holzhaus in Götschekissik.

nicht vom Regen herabgespült wird. Es ist das ein Beispiel, daß auch bei schrägen Dächern Lehmbeleg vorkommen kann. Ich glaube, daß auch die Gebäude, die dem Hausgrab und Maltasch zum Vorbild dienten, mit Lehm gedeckt waren. Der Knick in der Giebellinie ist wohl so zu erklären, daß er mit dem wagrecht daraufliegenden Lehm einen guten Widerstand gegen den auf dem schrägen Teil befindlichen Lehmbeleg bot und ein Herabrutschen dieses nach unten verhinderte.

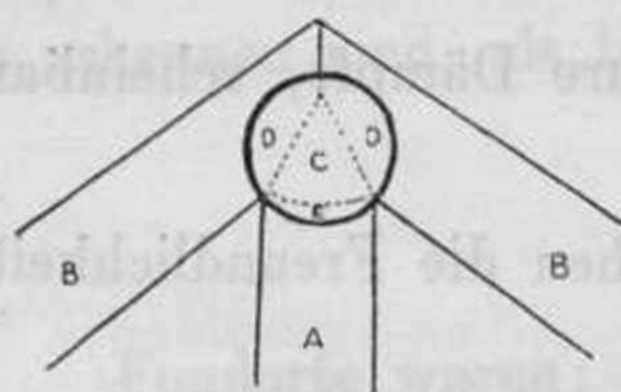


Fig. 62. Firstkonstruktion eines modernen Holzhauses.

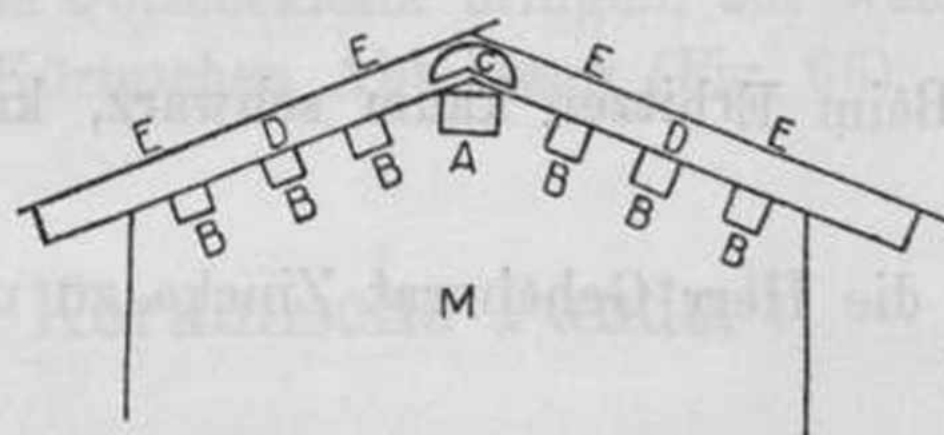


Fig. 63. Moderner Holzgiebel aus Serdjoa.

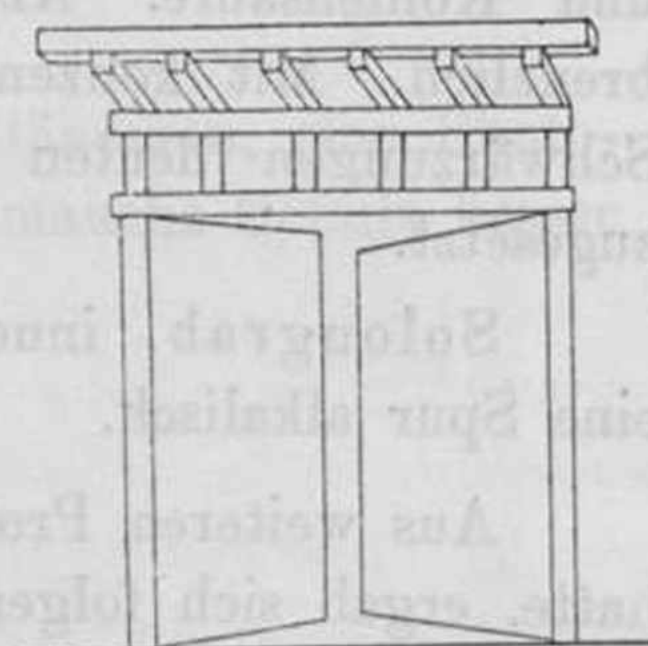


Fig. 64. Holztor aus Beykeuj.

Figur 64 endlich zeigt beiläufig ein Holztor aus Beykeuj, das über dem eigentlichen Türrahmen viereckige Öffnungen hat, um den sich an das Tor anschließenden Gang zu erhellen. Diese Vorrichtung entspricht ganz dem Urzweck der Metopen; es ist eigentümlich, daß sich gerade in einem Jürükendorf, d. h. bei den mutmaßlichen Nachkommen der Ur-einwohner des Landes, eine derartige antike Form wiederfindet.

Anhang II. — Über spätere Fassaden.

Reber hat zuerst eine strenge Scheidung der phrygischen und vorphrygischen Fassaden von denen der römischen Zeit gemacht. Obgleich letztere nicht mehr zum Thema gehören, möchte ich, da sie im selben Gebiet liegen, einige kurze Bemerkungen hinzufügen.



Fig. 65. Fassade bei Meros.

1. Bei Meros befindet sich das Grab, dessen Eingang Fig. 65 (Zeichnung nach Photographie) veranschaulicht. Die runde Türform weist auf späte Zeit hin, eigenartig aber ist das Gebälk über der Tür, das von zwei auf Postamenten stehenden Säulen getragen wird, und hierbei wieder die Form der beiden konsolenartigen Vorsprünge über jedem Kapitell. Diese Form kommt meines Wissens bei keiner andern Fassade vor, und findet ihre Erklärung wohl am einfachsten in dem überhaupt dekadenten Stil der ganzen Anlage, wie die meisten der späteren Fassaden der Gegend.

2. Über das Solongrab von Kümbet (Reber, a. a. O., Tafel 10). Ich habe schon die Vermutung ausgesprochen, daß diese Fassade möglicherweise später über dem älteren Grabeingang angebracht worden ist, an dessen Seiten sich ein Stier und eine Gorgo (?) als apotropäische Motive befinden. Die beiden Löwen im Innern sind kaum mehr zu erkennen, wohl aber noch zahlreiche Farbspuren daselbst, grün und rot. Die Untersuchung derselben ergab nach der Analyse, die Herr Geheimrat Zincke in Marburg zu machen die Liebenswürdigkeit hatte:

Solongrab, Giebel: Beim Aufbewahren in Papier wird das Papier angegriffen. (?) Beim Erhitzen schwärzt sich die Substanz und gibt saure Dämpfe. Beim Kochen mit Wasser keine saure Reaktion des Wassers, ganz neutral. Mit Salzsäure kein Aufbrausen und Kohlensäure. Also im wesentlichen tonartige Substanzen. Die Dämpfe riechen brenzlich. Mit konzentrierter Schwefelsäure tritt beim Erwärmen Schwärzung ein. Die Schwärzungen deuten auf Beimischung organischer Substanzen. Vielleicht absichtlich zugesetzt.

Solongrab, innen: Beim Erhitzen kaum schwarz, kaum saure Dämpfe, scheinbar eine Spur alkalisch.

Aus weiteren Proben, die Herr Geheimrat Zincke zu untersuchen die Freundlichkeit hatte, ergab sich folgendes:

Arslankaja: Beim Erhitzen schwarz, brenzliche Dämpfe, deutlich alkalisch. Brennt sich schwer wieder hell. Mit Salzsäure nur Spuren von Kohlensäure. Mit konzentrierter Schwefelsäure ebenfalls schwarz. Deutet auf organische Beimischungen. Die Spur gibt bei Erhitzung keine Schwärzung, scheint Eisenoxyd zu sein.

Japuldag: Beim Erhitzen sich schwärzend, dann aber weiß. Gibt saure Dämpfe. Mit Salzsäure Entwicklung von Kohlensäure. Lösung gibt Eisenreaktion.

Stuckprobe von der Pischmischkaleh (wohl Zeit der griechischen Inschrift). Das Rot ist Eisenoxyd. Das Stück besteht der Hauptsache nach aus Karbonat.

Zu den Löwen ist noch zu sagen, daß sie natürlich spät entstanden sind, unter römischem oder besser spätest-hellenistischem Einfluß. Aber noch andere Faktoren sind dabei maßgebend gewesen, der Künstler ist wohl nach der ganzen Art und Ähnlichkeit mit dem Löwen von Angora zu urteilen (bei Perrot, a. a. O., Bd. IV, p. 713) ein „Einheimischer“ gewesen. Er hat noch unter dem Einfluß der alten Lokalkunst gestanden. Auch in der späteren asiatischen Kunst findet sich ein ähnliches Motiv: ein Fries mit Löwen von einem Königsgrab in Persepolis (Perrot, l. c., Bd. 5, p. 544, ferner ein ähnliches Motiv, a. a. O. II, S. 248). Die beiden Löwen dort mit der Blume dazwischen gleichen so sehr denen von Kümbet, daß man glauben könnte, der Künstler hätte sich in Persepolis sein Vorbild gesucht.

3. Das zweite Grab in Japuldag. (Perrot, l. c., Bd. 5, p. 136.) Obgleich aus einer Zeit des Verfalls stammend, was sich deutlich in der ganzen uneinheitlichen Art und phantastischen Zeichnung zeigt, ist es doch insofern interessant, weil in ihm alle möglichen Einflüsse und Stilarten vereint sind. Die Blumen über der Tür z. B. weisen auf Mesopotamien hin (Perrot II, p. 204, Siegel des Senascherib). Die Tür selbst mit den kleinen Säulen erinnert an das „Sirenenhaus“ aus Kypern im Louvre. (Catalogue des Figurines etc. du Musée du Louvre I, p. 154, Nr. 52—56.) Dann muß noch auf die allgemeine Ähnlichkeit der Fassade mit einer in Isaura hingewiesen werden.

(Vorläufiger Bericht der Böhmisches Gesellschaft. Jüthner, Swoboda u. A. Prag, 1903, p. 49.)

4. Endlich möchte ich, um das Abbildungsmaterial zu vervollständigen, eine Photographie der kleinen Fassade von Götschekissik bringen, auf welcher manche Details besser zu erkennen sind, als bei der Körteschen Abbildung (Fig. 66).

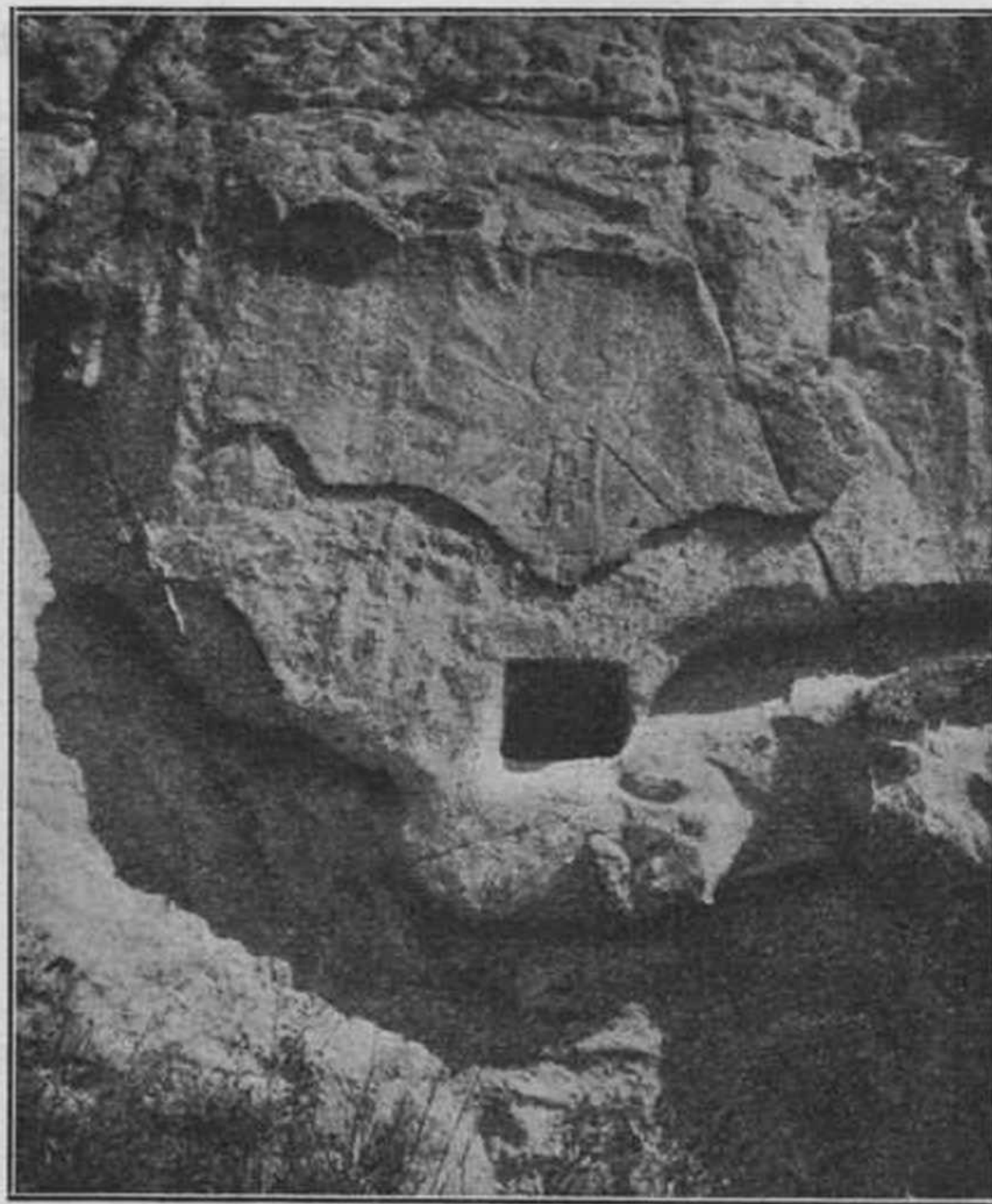


Fig. 66. Fassade bei Götschekissik.

Keramische Funde.¹⁾

Fundorte waren:

1. Götschekissik; Scherben aller Zeiten, grauer ungeschlemmter Ton, Handarbeit, nicht vollständig durchgebrannt, am meisten vertreten. Große Vorratsgefäße, wie in Troia. Feine geschlemmte rote Ware, Scheibenarbeit, ein Fragment einer Korniche. Außerdem wurde vor dem Grab (Fig. 41) eine Feuersteinfeilspitze gefunden.

¹⁾ Ein Teil der angeführten Scherben ist dem archäologischen Apparat der Universität Marburg von mir übergeben worden.

2. Sabundjbunar (Fig. 67); Scherben wie Nr. 1. — Besonders zu erwähnen ist eine merkwürdige Anlage auf einem Berggipfel nahe der Station. Er ist oben platt und auf ihm befindet sich eine Erd- und Aschenschicht von ca. einem halben Meter Dicke, darunter eine Lage von etwa faustgroßen Klößen aus Lehm und kleingehacktem Stroh, ganz oberflächlich gebrannt, darunter wieder reine Asche mit vielen Fragmenten von sehr großen Gefäßen, Handarbeit, ungeschlemmter grauer Ton, oberflächlich gebrannt. Auch fand sich dort ein Gefäß, Handarbeit aus rotem, nicht sehr feinen Ton. Leider ist durch Bauern eine große Anzahl anderer zerstört worden.

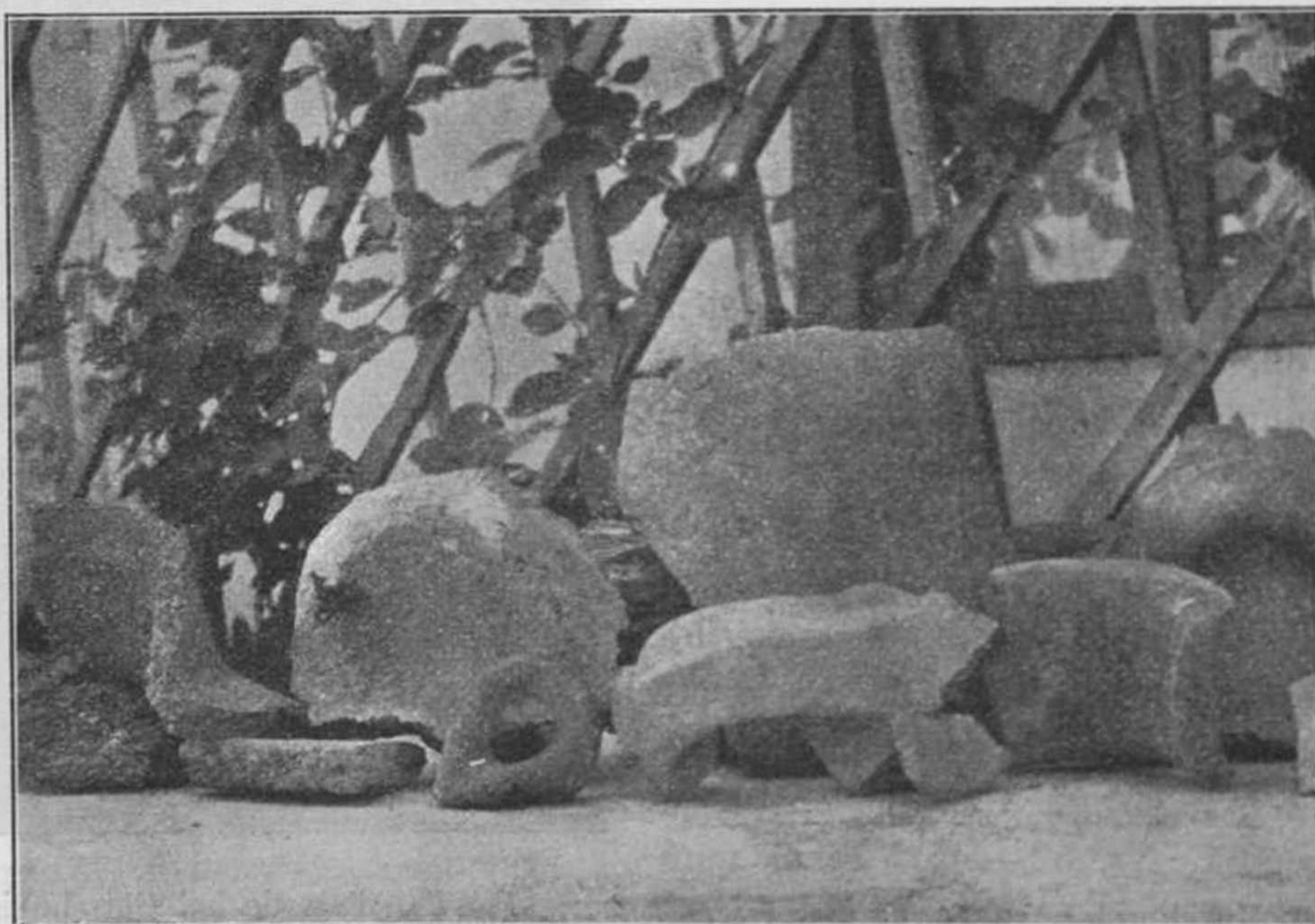


Fig. 67. Scherben von Sabundjbunar.



Fig. 69. Deckel eines Sarkophages aus Ineunu.

3. Fernere Fundorte von vorwiegend älteren Scherben, Handarbeit, grau und rot, grob gebrannt, sind die Kalehs von Funduk, Tschukurdja, Demirli, die Assarkaleh und die Schutthalden am Abhang der Midasstadt.

4. Endlich ist ein Fragment eines Deckels (Fig. 69), von einem Sarkophag herrührend, zu erwähnen. Im Herbst 1902 zeigte es mir der Vorsteher der Station Ineunu, Herr von Michalowski, welcher es von einem Bauern erworben hatte, der es „beim Ackern auf seinem Feld am Sarisu (einem Nebenfluß des Thymbres) gefunden hatte.“ Als Maße gibt Herr v. Michalowski an 50 cm Länge und 47 cm Breite. Das Fragment ist dachförmig und augenscheinlich das breitere Kopfe des Deckels gewesen. Auf dem First trägt es zwei Knöpfe, der eine in annähernder Kreuzform, der

andere oval mit eingeritzter Zeichnung eines Gesichtes, Augen, Augenbrauen und Mund sind deutlich erkennbar. Es erinnert etwas an die bekannten Moabiter Töpfereien und auch an die Züge der Eisenspitze von der Pischmischkaleh (cf. Fig. 76).

Über Skulpturen und Kleinfunde.

Von phrygischen Skulpturen, „ronde bosse“ gearbeitet, war bisher eigentlich nur der Widder von Kümbet bekannt (Fig. 70). Ramsay entdeckte ihn auf dem Friedhof zu Kümbet und Perrot brachte von ihm eine Zeichnung (a. a. O., Bd. 5, p. 170). Seitdem war er verschollen. Ich selbst fand in Kümbet ein Relief (cf. Fig. 39), das eine ähnliche Darstellung zeigt, und ruhte deshalb nicht eher, als bis der Widder wiedergefunden war, leider in recht verstümmeltem Zustand. In Aivali fand ich einen ähnlichen kleineren Widder (Länge 50 cm), aber ohne Reliefdarstellungen.

Der Kopf ist abgeschlagen und unauffindbar. Doch habe ich dafür gesorgt, daß der Rumpf nach Konstantinopel transportiert und dort im Museum aufgestellt worden ist. Perrot nimmt an, daß der Widder möglicherweise ein Türpfosten in assyrischer Art gewesen sei; ich halte das nicht für zutreffend, denn dann wäre wohl nicht das Hinterteil ausgearbeitet gewesen, sondern unbearbeitet gelassen sein. Es zeigt aber deutlich die Hinterbeine und den Fettschwanz der anatolischen Rasse. Die Darstellung des „Reliefs“ und des Widders haben große Ähnlichkeit: auf ersterem sind zwei Reiter zu sehen, von denen der eine gegen einen Leopard kämpft, indem er ihn mit seinem Speer durchbohrt.



Fig. 70. Der Widder von Kümbet.

Das Tier hat Ähnlichkeit mit den Darstellungen des hettitischen Jasilikaja (Bogaskeuj). Ob der Reiter Schnabelschuhe trägt, wage ich bei der Verwaschenheit des Reliefs nicht zu entscheiden, halte es aber nicht für unmöglich. Der zweite Reiter kämpft gegen einen Bogenschützen, der fast derselbe wie der von Sendschirli ist (Ausgrabungen von Sendschirli 1902, III, Tafel 35). Auf die ähnlichen Darstellungen am Löwengrab von Jasilikaja ist schon hingewiesen worden. Auf der Rückseite des Steins, dessen Länge ca. 1,50 m beträgt und der oben dachförmig geformt ist, befinden sich ähnliche Szenen, nur noch zerstörter als die eben beschriebenen. Über die Bedeutung dieses Stückes, ebenso wie über den Widder, möchte ich vorläufig bei so geringem Vergleichsmaterial keine Vermutungen aussprechen, nur um solche kann es sich bis jetzt handeln. Nur soviel können wir entnehmen, daß es sich um einen Stil handelt, der dem der Skulpturen von Sendschirli verwandt ist. Wegen

der äußeren Form schließt sich daran ein Relief, das ich in Kunduslu fand (Fig. 71). Die gleiche dachförmige Form der Oberseite, wie bei dem Kümbeter. Die Maße sind folgende: 88—50—15 cm. Türhöhe und Länge je 30 cm. Auf beiden Seiten die gleiche Darstellung, zwei Fabeltiere, die Zeichnung in sehr runden und geschwungenen Linien gehalten. Das Material ist der orangefarbene Tuff der dortigen Gegend. Vor einem Jahr stand der Stein frei auf einem (Jürüken)-Grab; jetzt hat man ihn zur Konstruktion der neuen Mauer des Mesarliks verwandt.

Wir kommen jetzt zur Besprechung der sogenannten Mantelfiguren von Jasilikaja. Ich habe sie 1904 noch genauer untersucht und leider konstatieren müssen, daß sie zu verwittert sind, um eine einigermaßen gute Aufnahme davon machen zu können. Figur 72



Fig. 71. Relief aus Kunduslu.

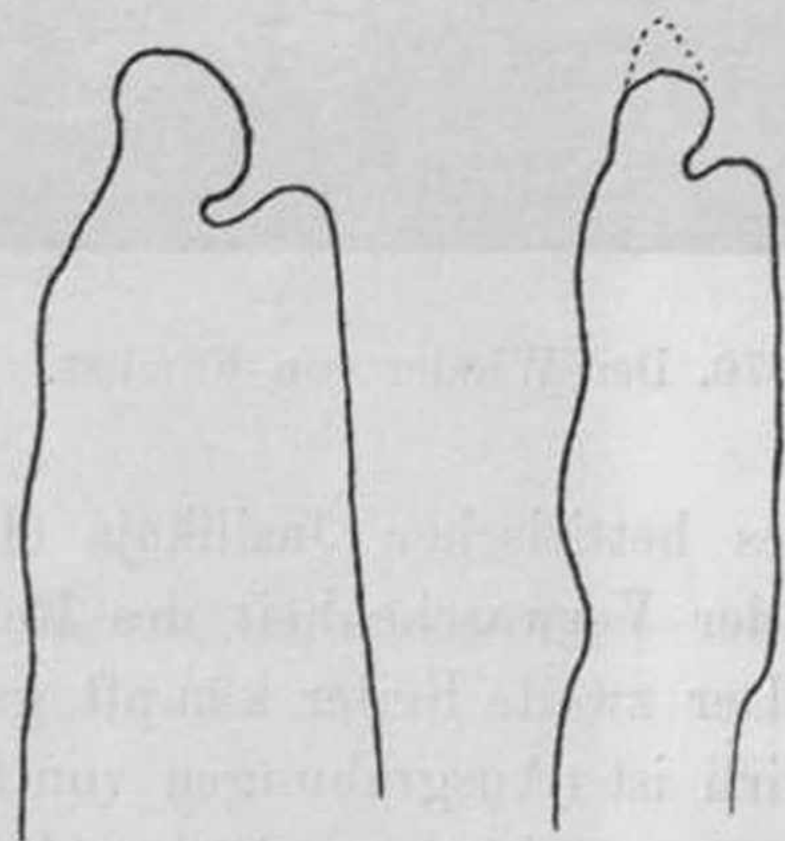


Fig. 72. Umrißzeichnung der Mantelfiguren.

gibt in Umrißzeichnung das noch erkennbare von zweien wieder, während eine dritte sich nicht einmal so wiedergeben läßt. Körte erwähnt Gordion, p. 225 fünf solcher Figuren, zwei davon sind aus obigem Grund auszuschalten. Die beiden aber, die meine Umrißzeichnung bringt (Fig. 72), haben ohne Frage große Ähnlichkeit mit dem Priester (?) Relief, d. h. dessen Umriß, des hettitischen Jasilikaja (Perrot, Bd. 4, p. 639). Derselbe runde Kopf und überhaupt dieselbe Rundheit der Formen, wie sie durch den umhüllenden Mantel bedingt ist. Ich kann Körte also nicht beipflichten, wenn er l. c., p. 225 meint, daß sicherlich kein Grund vorläge, sie „hettitisch“ Kunst zuzuweisen. Hier mag auch noch darauf hingewiesen sein, was Körte selber sagt, daß der Stab (Gordion, p. 53, Abb. 14) mit dem Stab, den die eben zitierte Priesterfigur in Bogaskeuj trägt, große Ähnlichkeit hat, mithin also „hettitisch“ sein kann.

Wie Körte, a. a. O., sagt, ist die besterhaltene Relieffigur am Ausgang zur Midasstadt die eines Priesters (?), vor dem sich Opfergaben befinden. Letztere deutet Körte als phrygische Mütze (die eigentlich nichts anderes ist als die hettitische Kopfbedeckung, nur mit umgeklappter Spitze, zu der sie

sich verhält, wie etwa die der modernen Inselgriechen zu dem türkischen Fez). Möglich ist das, es kann ein Symbol der Macht sein; ich möchte hier nur auf die Ähnlichkeit dieser „Mützen“ mit den Darstellungen auf dem Tor von Aselikeuj (Perrot, Bd. 4, p. 546) hinweisen. Das Gesicht und der Oberkörper des „Priesters“ haben am meisten gelitten; der Stab, aus dem Körte gern einen griechischen Zwiesel machen möchte, ist im oberen Ende

zu beschädigt und überwachsen, um irgend eine genaue Form feststellen zu können, welcher Meinung auch Ramsay und Reber sind (cf. *Athen. Mitteil.*, Bd. 14, p. 182). Das Gesäß dagegen, die gedrunghenen Waden und die ganze Machart des unteren Teiles überhaupt, entsprechen ganz „hettitischen“ Vorbildern, besonders dem kleinen Mann, der das Pferd führt, auf dem Relief von Marasch (cf. Perrot, Bd. 4, Fig. 282). Am zurückgesetzten Fuß glaube ich mit ziemlicher Bestimmtheit den aufgebogenen Schnabelschuh zu erkennen.

Zu derselben Art der Reliefs gehört ein Arm mit Doppelhammer (Fig. 73), den ich an einer Grabtür, auf der Innenseite rechts beim zerbrochenen Grab, fand. Er scheint



Fig. 73. Relief in einem Grab beim zerbrochenen Grab.

jeden, der sich dem Grab nahen oder in dasselbe eindringen will, niederschmettern zu wollen, ist also wohl als apotropäisch aufzufassen. Bei hettitischen Skulpturen lassen sich leicht Analogien finden: Der Mann zwischen dem Gespann und dem Löwen der Jagd von Sakschegözu schwingt in derselben Weise seine Waffe; auch die Eckfigur des Tores von Sendschirli trägt einen langstieligen Hammer derselben Art.¹⁾ Die gedrungene Form des Armes mahnt an die Figuren der männlichen Prozession in Bogaskeuj (Hämmer, cf. Maspero I, p. 262, 768).

Ebenfalls zu derselben Kategorie gehören die folgenden Funde:

Der Torso einer großen Statue am Fuß der Midasstadt (Fig. 74). Das Material ist ein mit Poren durchsetzter schwarzer, harter Stein, ähnlich wie Lava. Die Höhe der

¹⁾ Cf. auch den Donnergott auf der hettitischen Stele von Babylon, Koldewey, *Hettitische Inschriften*, 1900, Tafel I.

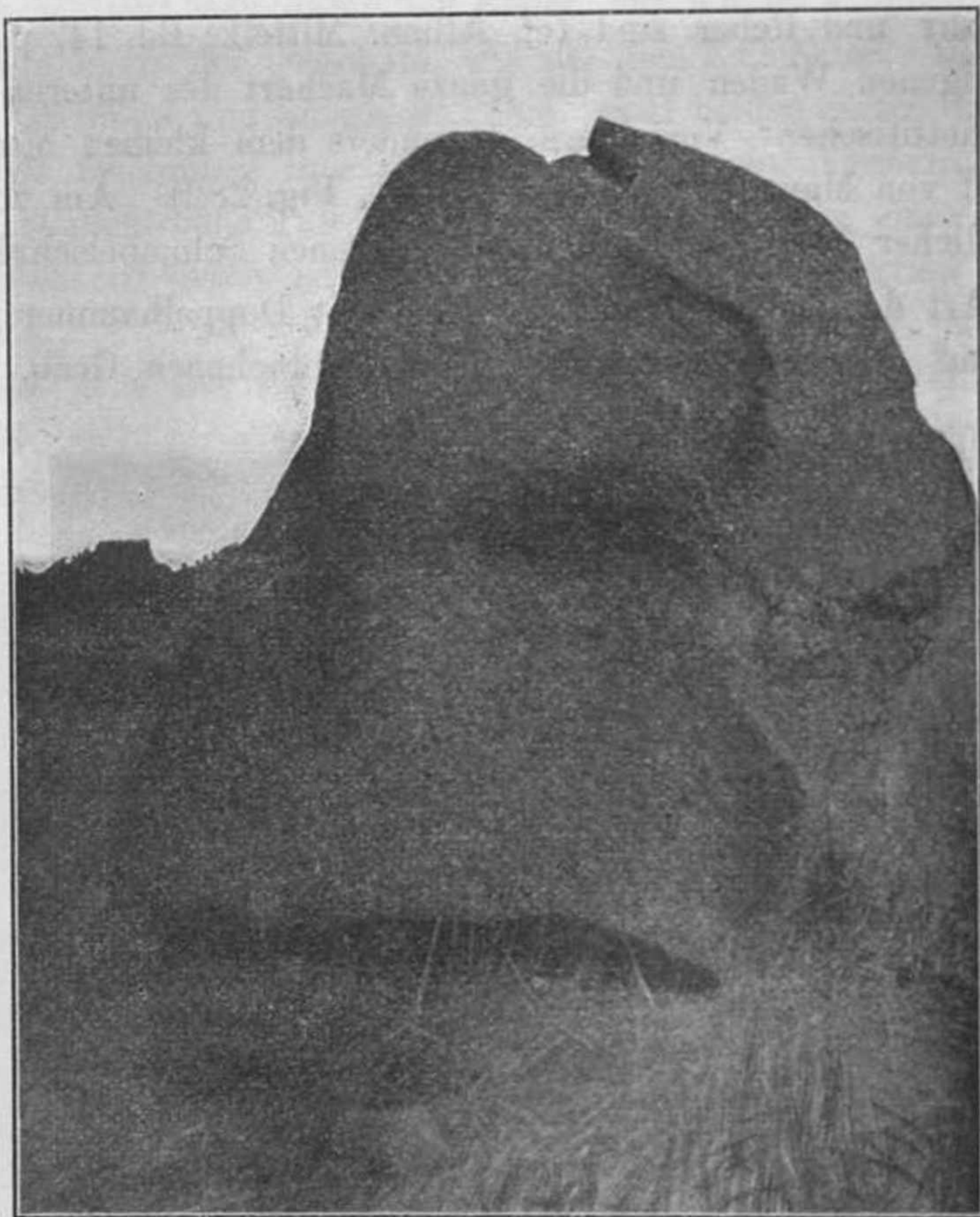


Fig. 74. Torso von Jasilikaja.

ganzen Figur würde ca. 3 m betragen haben. Gegenwärtig sind zwei Stücke vorhanden, die Brust und der untere Teil. Der Kopf fehlt, die Vorderseite der Brust ist verstümmelt. Man kann sich die Beschädigungen leicht dadurch erklären, daß der Fanatismus eines späteren Kultes dieses „Götzenbild“ von der Plattform der Midasstadt, wo es wohl aufgestellt war, herabgestürzt hat, wodurch es in Trümmer ging. Soviel man aus den Überresten erkennen kann, handelt es sich um die Darstellung einer in einen Mantel gehüllten Person, der gebogene rechte Ellbogen war durch den Stoff verdeckt, wie beim Priester von Bogaskeuj (Perrot, Bd. 4, p. 639). Das, sowie der Ansatz des Halses, ist deutlich erkennbar. Das Unterteil, das einige Schritte davon auf dem Boden liegt, ist glatt gearbeitet und zeigt keine bemerkenswerten Details.

Im Sommer 1903 fand ich auf dem Mesarlik von Serdjek (in einem Seitental des Kümbetsu) den Kopf einer Statue, den Figur 75 zeigt. Höhe ca. 35 cm, Material der Tuff der Gegend, verwitterter Zustand. Man kann deutlich Nase, Augen, den Schnurr- und Spitzbart erkennen, sowie die Kopfbedeckung mit einem Wulst um die Stirn. Im Herbst desselben Jahres machte ich auf der Pischmischkaleh bei Jasilikaja einen zweiten Fund, der jenen in glücklicher Weise ergänzt: eine Eisenspitze (Fig. 76), die fast dasselbe Gesicht zeigt, dieselben punktförmigen Augen und ähnliche Barttracht. Am breiten Ende befindet

sich eine Aushöhlung, so daß man etwa annehmen kann, es handele sich hier um die untere Spitze eines Stabes, möglicherweise zu irgendwelchen rituellen Zwecken. Die Ähnlichkeit der „Spitze“ mit den Funden Chantres (Mission en Cappadocie, Tafel I) ist unverkennbar, so daß wir wohl nicht fehlgehen, wenn wir auch diese Funde als Produkte der „hettitischen“ Kunst betrachten. (Die Originale von Figur 75 und 76 befinden sich provisorisch im vorderasiatischen Museum zu Berlin.)

Im Gegensatz zur Körteschen Auffassung haben wir in diesen Gegenden verschiedene Spuren hettitischer Kunst konstatieren können; sie sind zwar nicht sehr zahlreich und von großem künstlerischen Wert, wie das ohne größere systematische Ausgrabungen kaum anders zu erwarten ist, bilden aber immerhin einen Beweis für einen nachhaltigen Einfluß hettitischer Kultur, wie das auch mit der historischen Überlieferung im vollen Einklang steht.



Fig. 75. Kopf aus Serdjek.

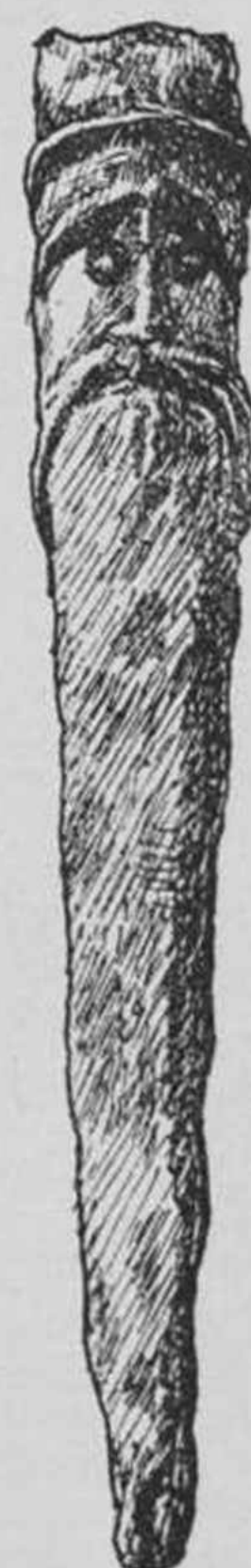


Fig. 76. Spitze von der Pischmischkaleh.

Zum Schluß sei noch der Henkel einer Vase aus Bronze, ebenfalls aus Jasilikaja, erwähnt. Figur 77 zeigt ihn in $\frac{2}{3}$ der nat. Größe. Er stellt den Kopf eines Schakals (?) dar, dahinter sitzt ein Vogel (Tauben). Der breite Unterkiefer diente wohl zur Befestigung am Rand der Vase. Eine genaue Stilbestimmung war bis jetzt noch nicht möglich.

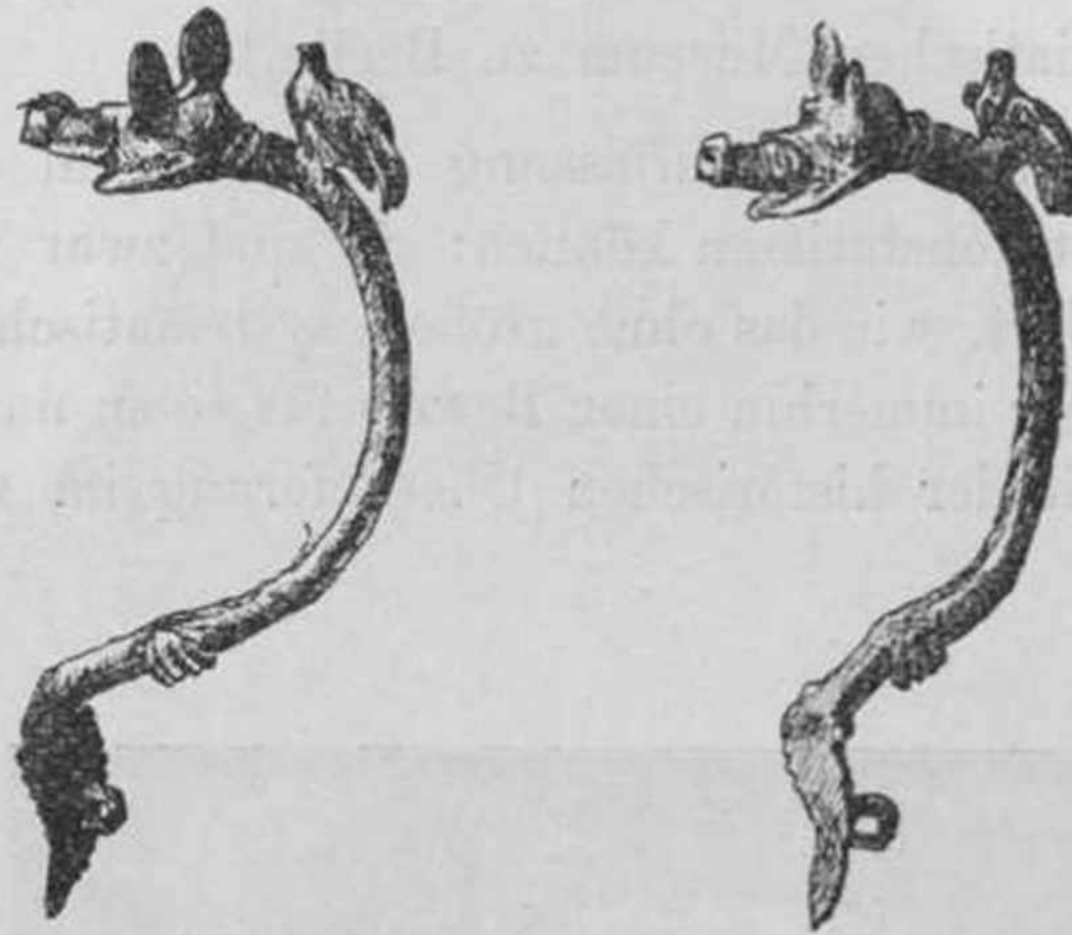


Fig. 77. Vasenhenkel aus Jasilikaja.

